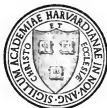

WIDENER LIBRARY
HX DYM9 %

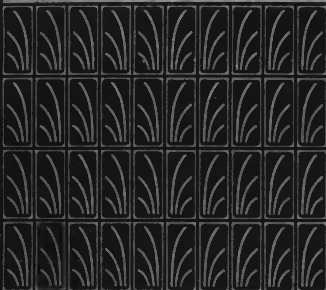

SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE

Heft 1

Streiflichter auf die Weltpolitik / von Albrecht Wirth



Marokko



Frankfurt a. Main und Berlin 1908
Verlag von Moritz Diesterweg



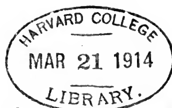
Streiflichter auf die Welt-politik / von Albrecht Wirth

Heft 1:

Marokko



Frankfurt a. Main und Berlin 1908
Verlag von Moritz Diesterweg



Die hier gesammelten Aufsätze sind fast alle im „Tag“ erschienen. Es ist nichts weggelassen und so gut wie nichts geändert worden.

Inhaltsverzeichnis.

1. Eine Überraschung.

21. Mai 1904.

Mit Marokko war alles so schön geordnet. Die Mächte wollten das Beste, überschütteten den Scherif mit Geld, und jedermann schien zufrieden. Allein die Rechnung hatte ein Loch. Der Überschüttete ruft: „Herr, halt ein mit deinem Segen!" Es ist empörend. Ein Orientale wird mit Millionen beschenkt und will das Geschenk nicht annehmen. Unerhört! Dem Mann sollte der Standpunkt klar gemacht werden. Lieber sparen als pumpen? Lächerlich! Tut kein vernünftiger Mensch. Allein das Unerhörte ist wirklich geschehen: der kranke Scherif sträubt sich gegen die ihm freundlichst angebotene Medizin und lehnt die ihm zugedachte Anleihe ab. Zugleich hat sich seine militärische Stellung bedeutend verbessert. Es hieß, der Rogi wollte im Frühjahr von Taza aus gen Fez ziehen. Da sind ihm nun die Mokhasni (Regierungsleute) zuvorgekommen und haben nicht nur seine Absichten vereitelt, son-

dern ihn sogar aus Taza hinausgeworfen und bis Udschda zurückgedrängt. Diese wichtige Stadt liegt schon hart an der algerischen Grenze, in der Richtung auf Tlemzen zu. Es scheint also, daß der französische Schutz dem Rogi blutwenig genutzt habe. Es ist denkbar, daß die Rolle des Rogi nunmehr ausgespielt sei. Mit diesem kümmerlichen Schwächling, diesem hohlen Ignoranten können selbst die Franzosen, die mit ihren Mitteln in Marokko nicht heikel sind, wenig Staat machen.

Falls die Nachrichten vom Sultans-Siege sich völlig bewahrheiten, so dürfte die Marokkofrage in ein neues Stadium treten. Äußerlich ist ja die Frage erledigt, insofern die auswärtigen Beziehungen und, was von nicht geringer Bedeutung ist, durch eine schlaue Klausel die Verkehrslinien des Landes in die Hand Frankreichs gelegt wurden. Es war dies jedoch ein rein einseitiger Vertrag. Das Fell verteilt, ehe der Bär erlegt. Es wird noch mit dem zähen Widerstande der Marokkaner zu rechnen sein. Wie tief erregt alle Maghrebiner von der Preisgabe ihrer Heimat an Frankreich sind, konnte ich selber vor einigen Wochen in Marrakesch beobachten. Die wildesten

Gerüchte durchschwirrten die Luft. Schon sollte französische Kavallerie in Casablanca und Mazagan gelandet sein; Tafilelt, an der Schwelle der Sahara, die Heimat der besten Datteln, die Afrika erzeugt, und Kap Juby, zwischen dem reichen Sus und der kleinen spanischen Besitzung in Ifni, sollte von französischen Truppen besetzt sein. Allgemein wurde die Erwartung und die Absicht ausgesprochen, daß eine gewaltige Erhebung gegen die Franzosen stattfinde. Und sie sind nicht zu unterschätzen, diese Marokkaner! Der Rif allein stellt 70000 Reiter. Die Bewohner aber des Rif und ihre Volksgenossen bei Tafilelt und Figig nennt der Marquis de Segonzac, der bestimmt in der Reihe der Afrikaforscher des zwanzigsten Jahrhunderts einen der allerersten Plätze einnehmen wird, „die unbändigste Rasse der Welt". Auch warnt Segonzac die französische Regierung davor, bei der Übernahme Marokkos gleich überall den Herrn spielen zu wollen. Man solle die pénétration pacifique auch dort anwenden. Selbst so werde es reichlich ein Menschenalter währen, bis jeder Gedanke an Widerstand verschwunden. Es ist ein kühnes Beginnen, bei dem kaleidoskopischen

Wechsel der Weltpolitik, wie er seit Schimonoseki herrscht, dergestalt auf dreißig Jahre hinaus die Geschicke eines Landes festlegen zu wollen. „Zwischen Lipp' und Kelchesrand" — Noch braucht Deutschland nicht zu verzweifeln.

2. Eine Räubergeschichte.

26. Mai 1904.

The more, the merrier. Jetzt kommen die Amerikaner auch noch nach Marokko, auf daß das Haus voll werde. Denn Unheil ist einem Griechen widerfahren, der unter die Räuber fiel. Jon Perdicaris, der das amerikanische Bürgerrecht besitzt, ist von Raisuli entführt worden. Bei Larasch gebürtig, hatte Reisuli schon vor einem Jahrzehnt unliebsam die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er wurde gefangen und eingekerkert. Zwei Jahre fraß er seinen Schmerz in den Mauern von Marrakesch. Als aber der junge Sultan, ängstlich bemüht, während des Bürgerkrieges mit Bu Hamara einen guten Eindruck bei seinen Untertanen zu machen, vielen Gefangenen die Freiheit gab, da ward auch Raisuli seiner Fesseln entledigt, kehrte in die traute Heimat

zurück und nahm sofort das ihm liebgewordene Handwerk wieder auf.

Dreihundert Spießgesellen versammelte er um sich und trieb es bald so arg, daß der Verkehr zwischen Tanger und der Hauptstadt ernstlich gestört wurde. Als Ende Februar eine Gesellschaft von drei Deutschen nach Fez wollte, verweigerte der deutsche Gesandte, Herr v. Menzingen, die Genehmigung: sie gingen zwar doch, aber auf eigene Verantwortung. Und erst vor ein paar Wochen, Ende April, als der britische Vertreter eine ziemlich bedeutende Anzahl von Gästen, worunter mehrere Damen, zu einer mehrtägigen Jagdpartie einlud, da wollte der Räuber allerkühnster die ganze Partie aufheben. Chasse aux chasseurs! spotteten die französischen Rivalen in Tanger. Die Sache ward jedoch im letzten Augenblick noch verraten, und die ganze Partie abgesagt, bevor begonnen. Das Niedliche nun an dem letzten Vorfall besteht darin, daß Perdicaris gerade ein Hauptrufer im Streit unter denen war, die eine Aufteilung Marokkos forderten. Der Mann, der die Räuberei im größten Stile empfahl, ist nun selber ausgeräubert worden. (Served him right.)

Und zwar in der unverfrorensten Weise. Aus seinem Jagdhause geholt, dicht vor den Mauern von Tanger.

Obwohl amerikanischer Untertan, wollte der Grieche Perdicaris „die Rechte" Englands verteidigen und warf dessen Vertretern immer vor, daß sie zu „optimistisch", d. h. zu ängstlich, seien. Schon 1900 verkündete er in einem Aufsatz, der im „Imperial Asiatic Quarterly" erschien, den Collapse of Marocco as an independent power. Ob jetzt das unerwartete Auftauchen eines amerikanischen Kriegsschiffes diesen Kollaps beschleunigen oder aber auch vielleicht — Eifersucht! — aufhalten wird, muß sich noch zeigen. Interessen haben die Yankees bereits in Liberia, und nach einem westafrikanischen Hafen hungern sie schon lange. Das wäre ein Raub nach ihrem Sinn.

3. Semper aliquid novi ex Marokko.

31. Mai 1904.

Brieflich erhalte ich die Nachricht, daß der mächtige Kaid Hadsch Dscheluli Anfang Mai eines Freitags, also am mosleminischen Feiertag, in der Moschee von Demnat durch Mör-

dershand gefallen ist. Danach wurde das Mellah (Ghetto) geplündert. Wie ein tüchtiges Frühstück nach einer Jagd, so wird nach jeder Gewalttat in Marokko das Judenviertel ausgeraubt. Der Dscheluli ist einer der großen Feudalfürsten des Scherifenreiches, die zum Teil auf mehrere hundert Jahre einer ununterbrochenen lokalen Dynastie zurückblicken. Die bedeutendsten Fürsten von Südmarokko sind der Gondafi, der seit anderthalb Jahren den Schutz Frankreichs genießt, ferner der Mtugi, dessen Sippe seit zweihundert Jahren im westlichen Hochatlas und in einem Teile des fruchtbaren Sus herrscht, endlich der Dscheluli, dessen Familiennamen einige Gelehrte, vermutlich mit Unrecht, mit dem alten Stamm der Gätuler zusammenbringen. Es läge nun nahe, aus jener sensationellen Ermordung, die den heiligsten Gefühlen der ganzen mohammedanischen Welt direkt ins Gesicht schlägt, den Schluß zu ziehen, daß in Marokko wieder alles drunter und drüber gehe. Ich halte aber auch die entgegengesetzte Erklärung für möglich. Der Sultan ist durch die Maxims, die er von der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik bezogen, und andere Errungenschaften, die er

den Europäern abgelauscht, in den Stand gesetzt worden, die Rebellion von Taza niederzuschlagen. Er geht daran, seine Herrschaft mehr zu zentralisieren. Da kann es ihm nur angenehm sein, wenn die großen Dynasten, die ja wohl an seinen Hof kommen und ihn gelegentlich auf seinen Kriegszügen begleiten, deren Huldigung aber doch sehr äußerlich, sehr prekär ist, wenn die geschwächt werden oder am Ende ganz verschwinden. So wurden auch vor vier Jahren die Gewalthaber von Amgaz, ganz in der Nähe von Demnat, auf Veranlassung des Sultans ermordet, und sechzehn Köpfe zierten die Mauern von Marakesch.

Nur im Nordwesten des Scherifenreiches will die Zentralisierung und Stabilisierung keine rechten Fortschritte machen. Das zeigt die Aufhebung von Perdikaris. Der unbedeutende Vorfall zieht jetzt weitere Kreise. Der Scherif von Wasan, der Papst von Nordwestafrika, soll auf dem Wege sein, um Perdikaris zu befreien. Ich denke mir, daß die Franzosen, von denen gedachter Scherif ein Jahrgeld bezieht, ihn zu dem auffallenden Schritt bewogen haben. Die Kriegsschiffe, die die Yankees dem amerikanischen Mohalatten (Schutzbefohlenen) zu Hilfe

schicken wollen, kommen der französischen Politik sehr in die Quere. Deshalb wünschen sie wohl, den Streitfall möglichst rasch aus der Welt zu schaffen, um den Yankees den Vorwand zum Einschreiten zu benehmen. Zugleich ist das eine herrliche Gelegenheit, aller Welt zu demonstrieren, wie weit der Arm Frankreichs reiche.

4. Ein Buch über Marokko.

Eugène Aubin, Le Maroc d'aujourd'hui. Armand Collin, Paris 1904.

6. Juli 1904.

Das Buch ist ein Viertel Reisebeschreibung und drei Viertel Darstellung der gegenwärtigen Zustände, namentlich der Verwaltung und Politik des Scherifenstaates. Der Weg des Verfassers geht von Mogador der Küste entlang nach Safi, von da nach Marakesch und in das Herz des Hochatlas nach Gundafi und Glawi; zurück über Mazagan. Sodann die überaus oft beschriebene Route von Tanger nach Fez. Der Stil ist hier sachlich, fast trocken, nur so viel Tropfen überlegenen Humors, als für die Seltsamkeiten orientalischen Lebens durchaus erforderlich scheint. Es ist Aubin

nicht um Unterhaltung, sondern ganz in Rankescher Art lediglich um einen wahrheitsgetreuen Bericht zu tun. Worin der Franzose hervorragt, das ist scharfe Beobachtung und klares unbestechliches Urteil. Das ist am Ende für die Weltpolitik wichtiger als die unterhaltsamsten Abenteuer. Eine so vorzügliche, historisch erschöpfende und juristisch scharfe Abhandlung wie den Abschnitt über das Makhzen, die Regierung des Landes, erinnere ich mich nicht irgendwo sonst gelesen zu haben. Gegen die Gruppe des berühmten Kaid Mac Lean, der der mächtige amuseur des Sultans war und dafür einerseits ein Patent bekam, nach Willkür bonnes affaires in Marokko zu machen, andererseits von der englischen Regierung zum Baronet erhoben wurde, ist Aubin natürlich nicht besonders gut zu sprechen; wie es die Engländer treiben, hat er in ihren eigenen Kolonien genugsam gesehen, und solches Treiben in seinem von genialer Intuition zeugenden Werke „Les Anglais en Egypte et aux Indes“ meisterhaft beschrieben. Auffallend ist nur, daß er den Deutschen in Marokko kein Wort widmet; schmerzlich, daß wir so sehr als quantité négli-

geable behandelt werden, aber hoffentlich doch nicht der Wahrheit entsprechend. Den Sultan charakterisiert unser Franzose als bon mais autoritaire, faible mais violent und scheut sich auch nicht, von seinem Haremsbetrieb zu sprechen, den die Engländer so schnöde ausbeuten. Auf Prophezeiungen läßt sich der Verfasser nicht ein, aber es ist leicht zu sehen, daß er Marokko keine bedeutende Zukunft in Aussicht stellt.

5. Aus dem Scherifenreich.

8. September 1904.

Kürzlich hatte die „Frankfurter Zeitung" einen Brief über den Schiffbruch der „Brake" von der deutschen, in Oldenburg beheimateten Linie veröffentlicht. Der Brief, der aus Mogador kam, brachte von dem Schiffbruch, der in Mazagan geschehen, fünf Tagereisen weiter nördlich, schauerliche Einzelheiten. Standrecht in brutalster Form. Dutzende von Barken, voll marokkanischer Piraten, zum Plündern und Morden. Sogar die toten Frauen seien noch geschändet worden. Man konnte sich bereits darüber wundern, daß das mächtige Deutsche Reich nicht einschritt, eine Freveltat

zu rächen, die uns bisher nur als düstere Legende zusammen mit dem Vampyr und Robert dem Teufel aus dem schwarzen Mittelalter und aus Felix Liebrechts völkerkundlicher Sammlung bekannt war. Ich erkundigte mich und empfing zur Antwort, daß allerdings die Töchter des deutschen Konsuls in Mazagan bei dem Schiffbruch das Leben verloren hätten, daß aber sonst nur eine Dame beraubt wurde, und zwar von Arabern der Kabyle Mediuna, dieselbe aber vor weiteren Angriffen von einem indischen Kaufmann beschützt wurde.

Mit den Franzosen, fügt mein Gewährsmann in Casablanca zu, geht es herzlich schlecht. La grande nation zu kleinen Schmugglern herabgewürdigt! „Am schlimmsten sieht es vorläufig in der Region von Tanger aus. Die Franzosen machten neulich des Nachts einen Versuch zu landen und bekamen dabei, trotzdem die maurische Regierung dazu die Erlaubnis gegeben hatte, Feuer auf den Frack. Nun, scheint es, wollen sie die Soldaten in Zivil landen, mit jedem Dampfer kommen 20—30 Zivilleute an und bleiben dort. Munition und Flinten sind bereits an Land in einem Hause an der Place (Marina) untergebracht. Was

nun den Sultan anbetrifft, so kann derselbe heute, da er keine Soldaten hat, die ihn an die Küste nach Rabat begleiten, aus Fes nicht heraus. Das Projekt, mit Hilfe des Sultans die Franzosen in Rabat zu landen, fällt also auch ins Wasser, unterdessen sind die Pläne des Herrschers mit den Franzosen ins Volk gedrungen. Dieses aber will nichts von den Christen wissen und bewaffnet sich in aller Stille; selbst hier wird jeder gezwungen, sich eine Hinterladerbüchse zu kaufen. Die Franzosen also finden eine harte Nuß zu knacken, und was das schlimmste dabei ist: eines schönen Tages geht der Aufstand los und uns Europäern zuerst an den Kragen!"

Am erstaunlichsten ist aber, was mein Gewährsmann über den Rogi (den Prätendenten) schreibt, den man längst für abgetan und auf algerisches Gebiet weggedrängt erachtete. „Buhamara der Rogi steht zwei Stunden von Fez entfernt." Und Buhämmama, der alte Franzosenfresser (gewöhnlich Bu Amama geschrieben, übrigens wegen dieser Fresserei als deutscher Agent verdächtigt!), habe bei Udschda mit algerischer Truppen ein Gefecht geliefert.

Also alles geht drunter und drüber im Scherifenreiche. Da muß es um so mehr wundernehmen, daß der neue Stadthalter von Casablanca und Umgebung nicht weniger als 100000 Hassani = 300000 M. für seinen Posten bezahlt hat. Das zeigt klärlich, ein wie reiches Land Marokko ist und daher des Schweißes der Edlen wert.

6. Marokko verloren.

12. Oktober 1904.

Wieder ist eine weltgeschichtliche Entscheidung gefallen, ohne daß das Deutsche Reich den geringsten Anteil daran genommen. Frankreich hat sich mit Spanien geeinigt. Der neue Vertrag ist abgeschlossen, und für uns ist Marokko verloren. Ein Land, das mehr wert ist als alle unsere Kolonien zusammengenommen, das für Millionen deutscher Siedler Platz gehabt hätte, das allein, da einmal die britischen Inseln uns den Zugang zum offenen Ozean versperren, uns die notwendige feste Stellung am Atlantischen Meer noch geben konnte. Frankreich, das sich auch besonnen hätte, zugleich gegen die Berber und

uns „vom Leder zu ziehn", ist am erstauntesten über unsere Untätigkeit. Es hat Einspruch erwartet und war bereit, uns mit einem Hafen abzufinden. Wenigstens vor einem halben Jahre. Und wir? Haben nicht einmal den Versuch dazu gemacht, etwas zu erlangen, haben den Degen ins Leder gesteckt, ihn weggeworfen, ehe überhaupt die Möglichkeit einer Forderung auftauchte. Wahrlich, weder Brite noch Amerikaner noch Russe braucht sich über alldeutsche Eroberungspläne aufzuregen. Als Anmaßung und Tücke werden uns die Pläne vorgehalten. Die anderen, sie dürfen ruhig sich ausbreiten auf dem Angesicht der Männererde, sie dürfen erobern, für sie ist es ein Recht. Wir dürfen es nicht, für uns wäre es Großmannssucht, Chauvinismus, „der nie auf deutschem Boden gedeiht", wäre es Rechtsbruch und freche Friedensstörung. Da wir dies immer und immer wieder hören, haben wir es zuletzt zu glauben angefangen und sind bescheiden geworden und mahnen uns selbst zu besonnener Vorsicht.

„Sacht stets und bedacht stets
Ist Lebens Hochgenuß."

Dabei spricht man uns in den Schulen in hochtönenden Worten von der Weltherrschaft der Hohenstaufen und lehrt uns faustischen Überdrang bewundern. Nun aber sollen wir für Torheit halten, was unsere Väter noch für groß und hehr erachteten. Jedoch, die „National Review" und der „Swjet" und der „Herald", alle unsere Feinde und Neider, sie können ruhig sein: wenn Eroberungspläne vorhanden sind, so ist sicher, daß sie nicht ausgeführt werden, sicher, daß die Pläne niemals zu Taten erstarken.

Aber eins wenigstens hätte man von der Regierung erwarten können; daß sie Sühnung verlangte für den Mord, geschehen an Deutschen. Von Dr. Genthe ist es ganz still geworden. Warum? Weil keine Familie vorhanden, die Entschädigung forderte? Handelt es sich hier um schnöden Mammon oder um die Ehre des deutschen Namens? Oder weil er etwa selbst an seinem Geschicke schuld? Rockstroh trug selbst schuld, und doch bezahlte die scherifische Regierung 100000 M. Aber es ist noch gar nicht gesagt, daß Genthe sich vergangen. Ich kenne wohl den Küstenklatsch, der den hochgemuten, hochbegabten Reisenden in

eine abenteuerliche Verbindung bringt mit einer Liebes- und Racheaffäre, deren Verzweigungen bis in das Haus des Sultans reichen, indes der Orient und insbesondere Marokko ist der fruchtbarste Nährboden für haltlose Gerüchte. Die Genthe am besten kennen, die glauben nicht an seine Verschuldung. Also nochmals: Wann wird der Tod Genthes gesühnt?[1])

7. Offene Tür in Marokko.

21. Oktober 1904.

Es handelte sich um die Emanzipation der Frauen. Da sagte einer, der Erfahrung hatte: Wenn die Frauen uns gleich werden, dann sind sie uns sofort auch über. In der Politik ist es umgekehrt. Sobald ein Staat nur Gleichberechtigung hat, ist er drunter durch. Sobald er das Recht der offenen Tür erlangt hat, kann er sich als vor die Tür gesetzt betrachten. So geht es Deutschland jetzt in Marokko. Die Ratten verlassen schon das Schiff, will sagen, deutsche

[1]) Es wurden später 40000 M. an einen Bruder Genthes ausbezahlt. Der Bruder machte kurz darauf das Erdbeben von S. Franzisko mit und kam zeitweilig um den Verstand.

Untertanen erklären offen, sie werden entweder ihr Krämchen in Marokko aufstecken oder aber ins Lager des Erbfeindes übergehen und Franzosen werden. Das ist die richtige Zeit, wo mit herausfordendem Siegertone verlangt wird: „Deutschland muß notgedrungen Gleichberechtigung haben, und zwar volle Gleichberechtigung.“ So der Brustton der Überzeugung, die mehr um den guten Klang als den guten Sinn besorgt ist.

Über die Gleichberechtigung in Algerien und Madagaskar herrscht jetzt nur noch eine Stimme. Die fremden Kaufleute sind nach und nach, gleichviel wie, mit wenigen Ausnahmen hinausgeekelt worden. Als Rußland die offene Tür in der Mandschurei versprach, da wußte gleich jedermann, wie er dran war. Auch die amerikanischen Versprechungen hinsichtlich der offenen Tür auf den Philippinen wurden kaum mit günstigen Augen betrachtet. Auf Formosa haben die Japaner den Fremden ihre Rechte gewährleistet, was aber erlebten wir? Ein europäischer Kaufmann nach dem anderen hat, halb oder ganz bankrott, das Eiland verlassen, wo er sich früher des höchsten Ansehens erfreute. Ja, selbst England ist not above those methods

und greift sogar zu den kleinlichsten Mitteln. Ein Kaufmann erzählte mir, daß man, um ihn zu schädigen, Postsachen, die an ihn gerichtet waren, in Karraschi einfach ins Meer warf, dann herauszog und in unbrauchbarem Zustande ihm überreichte. Ein Franzose betreibt eine große Weinkelterei in Kaschmir: um ihn, und überhaupt das blühende Geschäft in Kaschmirweinen lahmzulegen, da solches dem Import von Scotch Whisky hinderlich ist, haben es die Engländer tatsächlich fertiggebracht, Kaschmir durch eine Zollgrenze von den übrigen Ländern abzuschließen.

Sollte es in Marokko besser gehn? Völker Deutschlands, wahret eure heiligsten Güter!

8. Unsere Interessen.

22. Oktober 1904.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — das bleibt noch immer das wahrste Wort und der sicherste Wegweiser auch in dem Labyrinthe neuzeitlicher Politik. Man spricht uns immer von den dunklen, schwierigen und vielverschlungenen Pfaden, die der Diplomat zur Erreichung seiner Zwecke zu begehen hat. Aber schließlich

muß doch einmal ein Theseus kommen, der den Minotaur erschlägt, oder doch ein Ariadnefaden ausgemacht werden, der durch das Labyrinth hindurch und aus ihm hinausführt. Bülow, der deutsche Theseus, hat sich aber in das Labyrinth gar nicht hineingewagt, hat den Kampf gar nicht aufgenommen. Er hat gar keine Forderungen in der marokkanischen Sache gestellt. Wenn das die Früchte deutscher Staatskunst sind, so „danken wir für Obst“ von dem zitatenfrohen aber tatenarmen Reichskanzler.

Früher hieß es da immer bei ähnlichen Gelegenheiten: „Wir haben keine Interessen in Persien“ (so hieß es wörtlich vor vier Jahren im Reichstag; also ist unsere Gesandtschaft und unser Konsulat in Buschir ganz überflüssig); „wir haben keine Interessen in der Mandschurei“ (obwohl auch dort ein beträchtlicher deutscher Handel ist). Bei Marokko kann es so nicht heißen, denn alle Welt weiß nachgerade, wie bedeutend unsere dortigen Interessen sind, wie namentlich an der Westküste der deutsche Kaufmann die Hauptrolle spielt. Gewiß, unser Umsatz beträgt nicht mehr als zwölf Millionen im Jahre, aber erstlich ist da der Verkehr deutscher

Waren über London und Antwerpen nicht mitgerechnet, zweitens ist auch Marokko ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Wenn einmal das Scherifenreich mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen richtig erschlossen ist, so wird sich sein Handel verhundertfachen.

Um nur das eine zu erwähnen, Marokko ist bis jetzt vorzugsweise Agrarstaat. Nach dem Urteil von Kennern, wie von Professor Fischer in Marburg, der dreimal das Land bereist hat, könnten allein in dem Becken des Tensift und der Umerebia Millionen neuer Siedler Platz finden. Nun sind aber in dem ganzen Reiche noch nirgends Ackerbaumaschinen im Gebrauch. Wenn man also selbst von der Besiedlung durch Deutsche absähe, wie es Fischer, Graf Pfeil und andere Patrioten hofften, so böte sich doch immer noch für die deutsche Industrie und unseren Export ein gewaltiges, höchst dankbares Arbeitsfeld. Zum zweiten: Der Verkehr im Scherifenreiche ist hoch entwickelt. Auf der Strecke von Casablanca nach Rabat allein, die etwa 90 Kilometer beträgt, erhebt sich der jährliche Warenverkehr auf fast eine Million Mark; ungleich größer aber ist der Verkehr (bei ruhigen Zeiten) zwischen Tanger und Fez, sowie zwischen

Marrakesch, der zweiten Hauptstadt, und der Küste. Man kann daraus entnehmen, welche Zukunft noch dort Eisenbahnen und Frachtautomobilen blüht. Zum dritten: Es gibt in Marokko große und höchst abbauwürdige Minerallager, Kupfer im Sus, Gold in den Bezirken der Sahara, Eisen bei Mogador und im Djebilet. Ein Bekannter von mir schätzte die Eisenlager des Djebilet auf hundert Millionen Mark. Das mag stark übertrieben sein. Aber jedenfalls haben sich bereits deutsche Großindustrielle um deren Erwerbung bemüht. Leider ist aus den Bemühungen nichts geworden. Die Schuld liegt dabei zum Teil an unserer Regierung, die jede Garantie ablehnt.

Frankreich hat sich jetzt mit Spanien verständigt. Der Vertrag ist für das isolierte Spanien keineswegs besonders günstig. Es ward anscheinend von Deutschland im Stiche gelassen. Die um Etienne und Delcassé haben den Spaniern allerlei Schönes versprochen, das ihnen in fünfzehn Jahren zuteil werden sollte. Mit anderen Worten: Die Spanier sollten warten, bis ihre Nachbarn sich ordentlich im Hause festgesetzt haben, um dann hinauskomplimentiert zu werden. So bleibt den edlen Hi-

dalgos wenigstens noch eine Hoffnung. Uns aber bleibt nichts. Doch ja: Die offne Tür. Nämlich eine Tür, um hinauszuspazieren. Die Engländer haben bereits unter Lord Rosebery eine Gesellschaft gegründet, um die offene Tür, um die Gleichberechtigung in Marokko aufrechtzuerhalten. Hoffen wir in ihrem Interesse, daß es ihnen besser gelingt wie ihnen im Kongostaat oder wie uns in Transvaal.

Gerade jetzt kann man das Exempel auf unsere ganze Kolonialpolitik machen. In Berlin war am 18. Oktober 1904 eine Versammlung, um die verkrachte Pangani-Gesellschaft zu besprechen. Eine Zuckergesellschaft mit großem Besitz an Gelände, mit bedeutenden Maschinen, mit einem Ertrag von 19000 Fässern Rum, eine Firma mit ungefähr 2 Millionen Mark Kapital, der die deutsche Kolonialgesellschaft 150000 Mark auf erste Hypothek gegeben hatte. Sie liquidiert, und ein Steigerer erwirbt für sage und schreibe vierzehnhundert Mark den ganzen Kram, nebst oder besser mit Ausfall der wertlos gewordenen Hypothek. Sodann: Südwestafrika. Das ward für unsere beste Kolonie stets betrachtet. Und jetzt? Es herrscht dort Mord und Totschlag. Und die Kosten der Befrie-

dung? Sie werden schon auf nicht weniger als 200 Millionen Mark geschätzt. Bis man das als Reingewinn herausgewirtschaftet, darüber werden Jahrzehnte vergehen. Man verstehe: Ich sage nichts gegen Deutsch-Südwest, dem einzigen unserer Pflanzstaaten, wo eine Bauernansiedlung in großem Maßstabe möglich, aber im Hinblick auf unsere Regierung, deren Fehler den kostspieligen Krieg heraufführten — verkehrte Konzessionspolitik, langsame Besiedlung, Gegnerschaft gegen die Buren! — wiederhole ich: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Der Mangel an Entschiedenheit, die Abneigung, im ersten Augenblick zuzufassen, ist genau so im Südwesten Afrikas wie im Nordwesten, wie in Marokko. Hier handelte es sich um eine wahrhaft wertvolle Kolonie, um ein Objekt, das zwanzigmal bedeutsamer als das Herero- und Hottentottenland, um ein Gebiet, das zugleich die Befürworter von Siedlung und die Verfechter der Handelsinteressen in jeder Weise befriedigt hätte. Bülow fragte: Sollen wir denn vom Leder ziehen? Ein Freund in Marokko schreibt uns dagegen: Wozu haben wir denn eigentlich unsere Flotte? Bei den Deutschen Marokkos — lauter Kaufleuten — herrscht die

größte Erbitterung darüber, daß sie dergestalt vom Reich im Stich gelassen werden. Sie sprechen offen davon, französische Untertanen zu werden. Darauf also läuft die Mehrung des Reiches, die Angliederung des überseeischen größeren Deutschlands an die Heimat, wie sie uns einst versprochen wurde, in letzter Linie hinaus. Lieblich klinget der Worte Schall, anders dröhnet der Taten Hall. Man kann es im Grunde unsern Landsleuten nicht verdenken, wenn sie ihres so schlecht verteidigten Deutschtums sich entäußern. Haben denn nicht auch schon Konsule des Reiches ihren Schutzbefohlenen in Kapstadt geraten, möglichst rasch Engländer zu werden, und in Amerika, möglichst bald das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben? Dabei ist noch weder der Überfall des deutschen Dampfers „Brake" durch Strandpiraten, noch die Ermordung Genthes durch die Reichsregierung gesühnt. Als aber Jon Perdiccaris, ein Grieche, der so ganz zufällig Yankee geworden (er war meines Wissens nie in den Vereinigten Staaten) gefangen genommen, erschienen gleich fünf Kriegsschiffe der beleidigten Union. Glaubt man in der Wilhelmstraße, daß dieser Vorgang nicht zu ungünstiger

Kontrastierung von den Kaufleuten in Marokko benützt würde? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Man täusche sich nun wiederum nicht noch darüber, daß Frankreich die berühmte offne Tür, die Gleichberechtigung, respektieren werde. Wenn ein Kleinstaat wie Belgien es sich erlauben kann, im Kongostaat und Freunde „hinauszuekeln" und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung, durch Kriegsgerichte und Hinrichtungen, so wird sich doch auch Frankreich keinen Augenblick besinnen, seine eigenen „Interessen zu wahren" und Fremde zu schikanieren. Beispiele davon hat es in Madagaskar und Algerien schon überreichlich gegeben. Berlin wird dann vermutlich einen schimmernden Protest erlassen, das Vaterland wird wieder einmal gerettet — und der deutsche Handel in Marokko verloren sein.

9. Schützt das Deutsche Reich seine Angehörigen?

26. Oktober 1904.

Einst gingen Deutsche zu Hunderttausenden über das Meer und wurden Bürger der Union, wurden Brasilianer und Chilenen. Andere gin-

gen nach Rußland und wurden Untertanen des Zaren. Dann brach die Morgenröte einer neuen Zeit an. Wenn die Söhne der Mutter Germania die Heimat verließen, wahrten sie ihr die Treue. Sie hielten sich zu gut und zu stolz, um unter anderer Flagge zu leben, um ihr Geburtsrecht aufzugeben. Dafür durften sie erwarten, daß auch die Mutter ihnen die Treue wahre und sie schütze in Nöten und Gefahren. Das Vertrauen zu dem Reichsschutz ist aber in den letzten Jahren bedenklich gesunken. Für die großen Verluste im Burenkriege ist nur unzureichende Entschädigung erwirkt worden. Erst neulich wurde ein Deutscher grundlos und unter großer Schädigung seiner Habe aus Sibirien ausgewiesen. Genthe ist noch nicht gerächt. Ebensowenig hat man davon gehört, daß für den Piratenüberfall der „Brake" bei Mazagan Genugtuung von seiten des Reiches verlangt worden wäre.

Leider bin ich schon wieder in der Lage, von der Vergewaltigung eines Deutschen zu melden. In Casablanca hat Georg Krake, der seit bald einem Menschenalter im Scherifenreiche wohnt (und durch mehrere Reisebeschreibungen, wie des Grafen Adelmann und Pro-

fessor Theobald Fischers, einem größeren Publikum bekannt geworden ist), ein bedeutendes Gut, das er selbst mit Hilfe von Eingeborenen bewirtschaftet. Krake hatte bereits durch die Kriegsläufte der letzten Jahre sehr erhebliche Verluste. Nun aber ist sein Gut überfallen und ausgeraubt und der Mann an den Bettelstab gebracht worden. Nicht weniger als drei- bis vierhundert bewaffnete Räuber kamen am 7. Oktober nach Ain Sebuh, dem erwähnten Gute, trieben sämtliches Vieh weg und nahmen alles, worauf sie die Hände legen konnten. Herr Krake schreibt mir nun „in Verzweiflung", wie ihm mitgespielt wurde. Er fügt zu, daß die räuberischen Kabylen, die ihn ruinierten, das Besitztum seines Nachbars ungestört ließen. Warum? „Der Mann ist englischer Untertan!"

Es hat ja bereits in Kapstadt einen deutschen Konsul gegeben, der seinen Schutzbefohlenen anraten konnte, englische Bürger zu werden. Dann seien sie aller Scherereien enthoben. Wenn nun auch der Überfall von Ain Sebuh ungesühnt bleiben sollte, so könnte man es in Zukunft keinem Deutschen in Marokko übelnehmen, wenn er seiner Rabenmutter Germania den Rücken kehrte und sich von einer andern Schutzpatronin

adoptieren ließe. Einst jedoch ward uns versprochen, daß das größere Deutschland an das heimische angegliedert würde, auf daß jeder Deutsche im Ausland frohen Auges und mit Stolz sich zur Heimat bekenne. Hier, in Marokko, ist die Gelegenheit, das Versprechen zu betätigen.

Dabei ist der Fall Krake erst ein Anfang. Das Unglück des braven Braunschweigers wird nicht vereinzelt bleiben. Kein Deutscher in Marokko ist hinfort seines Lebens und seiner Habe sicher. Krake ist dabei ein gewaltiger Nimrod, ein Mann, vor dem bisher die Eingeborenen große Angst hatten. Wenn sie an ihn sogar sich heranmachen, so werden sie andere, minder mit der Büchse Vertraute noch weit weniger respektieren. Schon befürchtet man einen Gesamtangriff auf Casablanca selber. Nun steht dort der deutsche Handel an erster Stelle. Da muß sich doch endlich einmal das Reich rühren.

10. Marokko und kein Ende.

10. November 1904.

Konteradmiral Rosendahl ist offenbar wenig erbaut davon, daß man sich vor seiner fachmännischen Meinung nicht sofort beugt. Er

veröffentlicht gegen seine Widersacher, insonderheit den Grafen Joachim Pfeil, in der „Deutschen Kolonial-Zeitung“ einen Aufsatz mit dem ungeduldigen Titel „Marokko und kein Ende“. Der Admiral scheint zu glauben: „Die Kurie sprach und alles ist erledigt.“ Ich fürchte, die Weltgeschichte wird über den Herrn Admiral hinweggehen, und Marokko wird noch gar sehr oft von sich reden machen. Der eine Hauptpunkt, um den der Streit sich dreht, ist die Frage, ob es an der atlantischen Küste des Scherifenreiches einen brauchbaren, mit wenig Kosten auszubauenden Hafen gebe. Die gründlichen Marokkoforscher bejahen die Frage. Rosendahl spricht von hundert Millionen, die nötig wären. Das ist eine unbeweisbare, rein willkürliche Angabe. Kenner meinen, zehn Millionen täten es auch, so für Mogador wie für Agadir, wie für das von Theobald Fischer empfohlene Walidija. Der Admiral liebt die Einwendung, daß die gegenteiligen Angaben ohne Begründung seien: hat er vielleicht eine Begründung gegeben? Er beschuldigt ferner die Kolonialschwärmer und die bösen Alldeutschen Luftschlösserbauens: kann etwas luftiger und phantasievoller sein, als sein Hinweis auf die

kanarischen Inseln, wo wir uns einen Hafen holen sollten? Wenn die internationale Eifersucht uns keinen Hafen in Marokko verstattet, wie sollte sie das auf den Kanaren erlauben! Zu der Hafenfrage noch eine kleine Anregung! Warum schickt nicht einmal eine Zeitung statt nach Afrika einen rührigen Reporter nach dem weltfernen Oldenburg, wo die Portugiesisch-Oldenburgische Gesellschaft ihren Sitz hat, oder nach dem bequemeren Hamburg, wo die Schiffe gedachter Gesellschaft auslaufen? Die Kapitäne jener Schiffe, die an sechzigmal draußen waren, wissen doch wohl besser Bescheid über Marokko als Konteradmiral Rosendahl, der meines Wissens einmal dort gewesen ist.

Der zweite Punkt, der immer wieder berührt wird, ist die Besorgnis, die auch der pessimistische Admiral teilt, daß jede Besitzergreifung auf nordwestafrikanischem Boden einen langwierigen und kostspieligen Krieg für das Deutsche Reich zur Folge haben würde. Nun, die Franzosen hegen diese Besorgnis nicht, oder aber, sie sind besorgt — aber haben stärkere Nerven. Entspricht es sodann aber einer sorgfältigen Forschung, die überall nach „tatsächlichen Unterlagen" sucht, wenn hartnäckig

alle Marokkaner in einen Topf geworfen werden? Wie oft soll man es noch wiederholen, daß nur die östlichen und nördlichen Stämme des Scherifenreiches (sagen wir etwa: nördlich von Azemur) zügellos und räuberisch sind, während der Südwesten, also die Gegend von Mogador und der Sus, wenn auch nicht unwehrhaft, so doch weit friedlicher und europäerfreundlicher ist. Die Lage richtig zu erkennen, ist freilich noch nichts: auf die Erkenntnis muß auch die Tat folgen.

11. Friedliche Durchdringung.

20. Januar 1905.

Lang zaudern die Franzosen, ehe sie ernstlich in Marokko eingreifen. Ob sie die Frucht noch reifer, überreif wünschen, damit sie von selber abfalle, ob die Kabinettskrise ihre Tatkraft lähmt, ob sie bei der Unsicherheit der allgemeinen Lage ihre Kraft aufsparen wollen, ob es ihnen tout bonnement an Entschlossenheit fehlt — vorbei ist es jedenfalls mit dem Ammenmärchen, geplatzt ist die kurzlebige Seifenblase der pénétration pacifique. Jetzt heißt es: Waffenå! Tambour, rühr die Trommel und mit dem Säbel auf die guten marokka-

nischen Freunde! Die Lage scheint verworren. Sie ist es jedoch nicht allzusehr. Daß die Hand aller gegen alle, ist man im Scherifenreiche gewohnt. Gemütlich kämpft eine Kabyle gegen die andere. Das ist des Marokkaners idea of life. Die Vermehrung des blad ès siwa ist ihm hoher Lebenszweck. Wenn man nicht nur seinen Nachbarn ärgern kann, sondern auch den Sultan, um so besser. Wenn man zugleich auch Christen ausrauben und töten und ihre Töchter beschlafen darf, so erreicht der Jubel seinen Atlasgipfel. Keine Spur von einer einheitlichen Bewegung, kein Gedanke an zielbewußte Reform.

Die Momente, die man trotzdem als feste Punkte in der Erscheinungen Flucht festhalten kann, sind folgende: Die Berber hassen die Araber. Der Scherif von Wassan, marokkanischer Großlama, ist gegen den Sultan, seinen Konkurrenz-Lama. Buhamara der Rogi, der entlaufene Söldner vom Serhun, wird von den Franzosen unterstützt und — ausgebeutet. Um Raisuli sammelt sich eine nationalistische Liga, die auf fremdenfeindlicher Basis das Reich reorganisieren und zu dem Behuf den Sultan zum Teufel jagen möchte.

Und die Moral für uns? Rußland ist im Osten, Frankreich im Westen gebunden. Nie konnte Deutschland freudiger aufatmen. Aber wird es den Augenblick benutzen, wird es Münze aus der Freude schlagen? Ich fürchte, nein. Es bleibt ein armer Stöffel. „Regnet's Brei, fehlt ihm der Löffel.“

12. Ségonzac.

28. März 1905.

Noch immer ist Afrika das Land der Abenteuer, staatlicher wie privater; vor allem gedeiht das Räuberhandwerk dort vortrefflich und ist geradezu das Sprungbrett zu einer guten Karriere. Raisuli ist Statthalter geworden und vom Sultan bestätigt. In einem anderen Teile Marokkos, im Südosten, wie es scheint, geriet kürzlich der Marquis de Segonzac in die Hand von räuberischen Kabylen. Der französischen Regierung, auf deren Veranlassung (vielleicht auch mit ihren Mitteln) der Forscher ausgesandt war, kommt der Fall natürlich sehr ungelegen. Der Marquis diente beim Beginn seiner Laufbahn als Leutnant bei der Kolonialtruppe von Senegambien. Er nahm an einer Expedition ins Innere teil. Diese kam in eine sehr üble Lage.

Der Führer der Expedition benahm sich in einer Weise, daß ihn sein Untergebener, der Leutnant, erschoß. Man erinnert sich wohl an den ähnlichen Fall Klobb. Vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde Segonzac zwar freigesprochen, allein der Vorfall ging ihm so zu Herzen, daß er dennoch sich eine Sühne glaubte auferlegen zu müssen: In ausgezeichneten Taten für sein Vaterland, zu deren Ausführung schier übermenschliche List und Kraft im Ertragen von Leiden notwendig, wollte er jene Sühne finden. Er beschloß, Marokko zu erforschen. Zu dem Zwecke verkleidete er sich als arabischer Kaufmann aus Tripolis und durchzog, von einem getreuen, ins Geheimnis eingeweihten Maultiertreiber begleitet, dreimal die Lande des Scherifen, das Blad el makhzen und nicht minder das gefährliche Blad es siwa. Zwei dieser Reisen, die ihn bis zu den äußersten Grenzen Marokkos führten, bis nach Tafilelt an der Schwelle der Sahara und bis nach Jfni im Süden des Sus, machte er unter den größten Beschwerden und fortwährender Lebensgefahr, bald von Räubern bedroht, bald nur zurückgewiesen, wie in Gondafi, bald als Spion verdächtigt.

Eine Reise jedoch führte er als Freund des Scherifen von Wasan aus, jenes mächtigen Hierarchen, der nicht selten mit dem Sultan selbst in Wettbewerb tritt und sich mitunter das Recht anmaßt, neue Herrscher zu bestätigen. In der Gesellschaft des Scherifen feierte Segonzac großartige Feste mit, sah Tänze von wilder Schönheit, die sonst nie ein Fremder schauen darf, wohnte den Gerichtssitzungen bei, bei denen der Scherif Recht sprach und hadernde Stämme versöhnte, erlebte auch gelegentlich einen kleinen Krieg und wurde jedenfalls überall glänzend aufgenommen. Also wie in den berühmten Makamen des Hariri: „Bald mit der Bürde des Fakir, bald mit der Würde des Emir." Seine Reisen hat der Marquis in einem großen Werke beschrieben. Eine Allseitigkeit der Beobachtung, wie sie sonst schier unerhört ist, zeichnet das Werk aus. Geologie, Geschichte, Völkerkunde, Kunstgewerbe, Musikinstrumente, Jagd und Krieg und Politik, mohammedanische Sitten, Recht des Korans, Botanik, Medizin, Handel und Industrie und Münzwesen, Landwirtschaft und Viehzucht: alles wird nicht nur berührt, sondern gründlich und mit Kennerschaft behandelt. Dabei eine Sprache von ent-

zückender Farbenpracht, von einer — spröden Anmut, etwa wie die Linien des Monte Pelegrino bei Palermo, eine Sprache vornehmen Weltmanntums, das durch Herzenstiefe und weite Erfahrung geschmeidig wird. Der Marquis de Segonzac ist der größte Marokkoforscher der Gegenwart und der gefährlichste Feind Deutschlands.

13. Das bißchen Marokko.

23. April 1905.

Es beschuldigte einer den Sokrates der Langweiligkeit. Er sage immer dieselben Sachen. „Ja, und was noch schlimmer ist," entgegnete Sokrates, „auch mit denselben Worten." Ähnlich ist es in rebus politicis. Man muß eine Wahrheit immer von neuem wiederholen und muß gegen den Irrtum immer wieder zu Felde ziehen. Man hätte zwar erwarten können, daß der Aufenthalt des Kaisers in Tanger uns die Augen öffnen würde. Trotzdem pflanzt sich der Irrtum von den afrikanischen Sandbüchsen wie zähes Unkraut weiter fort, trotzdem spricht man immer noch von dem „bißchen Marokko". Dieses bißchen Marokko ist vielleicht mehr wert als alle deutschen Kolonien zusammengenommen.

In dreierlei Hinsicht ist Nordwestafrika für uns wichtig: strategisch, kommerziell und industriell. Das Land liegt am Eingang des Mittelmeeres und auf der Straße nach Südafrika sowohl als auch nach Brasilien. Selbst wenn wir keinen Hafen dort erwerben, so sieht man es ja jetzt an Madagaskar und Indochina, wie nützlich „wohlwollende" Neutralität sein kann. Zweitens kommerziell! Der Handel Marokkos ist noch in den allerersten Anfängen; er wird sich verzehn-, verzwanzigfachen. Erst jetzt beginnt man auf den ungeheuren natürlichen Reichtum des Landes aufmerksam zu werden. Wo nur immer Wasser zu haben ist, da entwickelt sich die erstaunlichste Fruchtbarkeit. Alle Körner, Hülsen- und Obstfrüchte Europas gedeihen im Scherifenreiche. Dazu reifen viele Südfrüchte, die wir nicht haben. Mit der steigenden Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte aber wird sich auch die Kaufkraft der Marokkaner selbst erhöhen, so daß die Erzeugnisse europäischen Gewerbefleißes einen größeren Markt und lohnende Preise finden. Das ausgedehnteste Feld aber eröffnet sich für unsere Großindustriellen durch die Möglichkeit, Bahnen zu bauen und Mineralschätze auszubeuten.

Wenn man bedenkt, daß es heutzutage noch keinen Kilometer Eisenbahn und kaum eine gute Straße in Marokko gibt, so wird man ermessen können, was das Verlangen unserer Diplomatie, daß auch der Bau von Verkehrseinrichtungen (travaux publics) Angehörigen des Deutschen Reiches offenstehen sollte, für unsere Kapitalisten bedeute. Das bißchen Marokko, das immerhin fast so groß ist wie Deutschland, mit Schienensträngen zu durchflechten oder auch mit Automobilstraßen, was ich für noch empfehlenswerter halten würde, ist schon des Schweißes der Reichen wert. Was gar von den Mineralschätzen erzählt wird, geht ins Unermeßliche. Wertvollste Kupfergruben im Sus, Gold jenseits Tafilelt, Antimon im Djebilet, Eisenlager, deren Wert auf 60 Millionen Mark geschätzt wird. Alles das in dem bißchen Marokko. Dabei hat die geologische Erforschung Marokkos erst gestern begonnen.

14. An der ostmarokkanischen Grenze.

18. Mai 1905.

Die Franzosen haben in Algerien etwas geleistet. Sie haben herrliche Straßen, Bahnen, Wasserwerke und sogar Schulen gebaut. Sie

haben ehrlich versucht, in jeder Weise das Land zu heben und seine Hilfsquellen zu fördern. Freilich, die Kosten waren ungeheuer. An vier Millionen Frank sind seit der Besitzergreifung für Algerien ausgegeben worden. Diesen Kosten entsprechen etwas mehr als 400000 Kolonisten französischer Herkunft. Jeder einzelne Kolonist steht also beim Mutterlande mit 10000 Frank zu Buche.

Trotz dieser Ergebnisse, die nicht gerade enthusiastisch stimmen können, wagten sich die Franzosen an noch größere Aufgaben heran. Sie faßten den Plan einer Saharabahn, die Mittelmeer und Tschad verbinden sollte. Mit ziemlicher Beschleunigung wird diese Bahn von Saida im Süd-Oranais bis Ain Sefra gebaut. Seltsamerweise mit ganz anderer Spurweite als die übrigen algerischen Strecken, so daß alle Personen und Waren, die nach dem äußersten Süden gehen, in Saïda den Wagen wechseln müssen.

Die Saharabahn stellte sich erstaunlich billig, nur 12000 Franken das Kilometer gegen zum Beispiel $^1/_4$ Million Franken der sibirischen. Ursache: der Mangel an jeder technischen Schwierigkeit, Mangel an Tunnels, an Er-

hebungen und größeren Flüssen. Trotzdem fand man bald heraus, daß sich die Bahn nicht bezahlt machte. Ganz natürlich! In der Sahara wächst nichts. Mineralien auch bislang nichts besonderes entdeckt, falls man nicht dafür den Salpeter ansprechen will, den die Eingeborenen zu einem kümmerlichen Pulver verarbeiten. Die ausschließliche oder doch ganz überwiegende Einnahmequelle floß und fließt aus den Garnisonen. Also die selbe Schlange, die sich in den Schwanz beißt, wie leider bei manchen unserer Kolonien. Herr Jonnart, der Generalgouverneur, machte nun zwar verzweifelte Anstrengungen, weitere Kredite zu erhalten, aber in Paris wollte man nicht mehr. Da führte Jonnart „die Komödie von Figig" auf. Laut der Meinung von Algeriern selber — ich zitiere dafür den glänzend geschriebenen Aufsatz in „L'Avenir de l'Oranie" (5. Mai 1905) — rief der Gouverneur mit Absicht jenen Überfall hervor, den er bei der Oase Zenaga von 500 Marokkanern zu erdulden hatte. Der Überfall gab den gesuchten Grund zur Fortführung der Bahn. Im Juli 1903 waren die Schienen bis Figig gelegt.

Jetzt weiter nach Timbuktu! Allein aber-

mals verlangsamte sich das Tempo des Baues und bis Frühjahr 1905 war man nur 65 Kilometer weiter, bis Ben Zirek, vorgedrungen. Da schaffte der Besuch in Tanger Wandel. Schon zwei Wochen darnach gingen fünfhundert Mann mit sehr starkem Convoi nach Süden ab, die am 28. April in Beni Unif (Figig) eintrafen. Je tausend Mann sollen allmonatlich folgen. In kürzester Frist ist die Bahn um 15 Kilometer neuerdings verlängert worden. Was aber das Wichtigste ist, ihr Ziel hat sich auch geändert. Timbuktu ist aufgegeben, dafür soll die Strecke nach Tafilelt führen. Statt nach Süden jetzt nach Südwesten. Die fruchtbare Oase von Tafilelt aber, wo die besten Datteln von ganz Afrika reifen, sie gehört zu Marokko. Und von Tafilelt soll die Bahn quer hinüber nach dem Ozean, das ist durch Südmarokko hindurch, gebaut werden.

In Udschda läßt der Rogi wieder von sich hören. Solange es den Franzosen gut ging in Nordwestafrika, war der Prätendent recht ruhig; sobald aber etwas ins Wanken kam, rührte sich sofort der Edle wieder.

Aber die Zwickmühle von Udschda mahlt zu langsam und zu nahe am Meere, zu nahe an

Europa. Für geräuschloseres Vorgehen empfiehlt sich besser der ferne Süden, wo Fremden nicht bloß der Einblick, sondern auch der Zutritt versagt ist; für friedliche Durchdringung empfiehlt sich eine Eisenbahn, die am wirksamsten einer Besetzung des Landes vorarbeitet. Man hat dies ja in klassischer Weise in der Mandschurei gesehen. Auch sonst ist die Mandschurei ein gutes Beispiel. Genau wie dort die Russen, so haben die Franzosen an der marokkanischen Grenze in kürzester Frist blühende Orte aus dem Boden gestampft, haben für die Zivilisation etwas Erkleckliches getan. So haben sie schon durch diese ihre Verdienste ein gewisses Anrecht auf den Ostsaum des Scherifenreichs erworben. Aber nun reckt sich die Bahn auch nach dem Westen hinüber. Und die Westhälfte ist bei weitem reicher.

15. Die Franzosen in Südmarokko.

18. Mai 1905.

Unter anderen Aufgaben verzeichnet die in Paris gegründete Marokkanische Gesellschaft „die Überwachung der fremden Handlungen". Vom Gegner soll man lernen, sagt Schiller,

also sehen wir uns einmal die Aktion der Fremden an, wie solche von den Franzosen betrieben wird. Von der Bahn, die nach dem Tafilelt und von da weiter, wahrscheinlich nach dem Sus, geführt wird, sprach ich neulich. Es ist auffällig, daß Segonzac gerade nach solchen Gegenden geschickt wurde, die eine solche Bahn zu durchqueren hätte. Der wieder befreite Marquis ist der rührigste und gewandteste Pionier französischen Einflusses, und er wird nicht ohne Grund den fernen Süden zum Feld seiner Tätigkeit erkoren haben. Seltsamerweise begann er seine Reise im Winter, zu einer Zeit, als die Pässe des Hochatlas, durch die der Forscher zog, tief verschneit waren. Vielleicht, um der Aufmerksamkeit weniger ausgesetzt zu sein. Die Ergebnisse seiner Reise sollen wieder sehr hervorragend sein. Um so erstaunlicher ist es, daß Segonzac sich gerade bei seinen nordafrikanischen Landsleuten so geringer Sympathien erfreut. Während andere Tollköpfe, die sich vom Abenteurer zum Kolonialpolitiker erhoben, wie Flatters, wie der Herzog von Morès, noch jetzt in liebevollem Andenken fortleben, habe ich über den bretonischen Marquis nirgends ein gutes Wort

aus französischem Munde gehört. Außer Segonzac hat sich jüngst noch eine ganze Reihe französischer Forscher südmarokkanischen Gegenden zugewandt. Lemoine beschäftigte sich mit der Geologie und der Stammespolitik der Landschaft Glaui im östlichen Hochatlas; Bongeif studierte Berbersprachen, um deren vergleichende Kunde (die bisher von René Basset am erfolgreichsten betrieben wurde) zu fördern; Doutté, Mitglied der obersten Verwaltung Algeriens, speziell für das Departement der Eingeborenen, besuchte dreimal den Südwesten, besonders die Landschaft Haha, um die dortigen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu ergründen. Der Algerier Brives untersuchte in längeren Reisen die geologische Beschaffenheit des Sus und des Hochatlas. Er war dabei von seiner Frau begleitet und fand überall die freundlichste Aufnahme — da, wo das Makhzen nichts zu sagen hatte. Die Berberstämme, mit denen das Ehepaar zu tun hatte, erwiesen sich überall durchaus als fremdenfreundlich. Ein neuer Beweis für die von mir des öfteren verfochtene Tatsache, daß der Süden des Scherifenreiches für koloniale Versuche viel geeigneter

als der Europa-hassende Norden. Erst als das Makhzen auf dies Paar aufmerksam wurde, stellten die traditionellen Schwierigkeiten der Afrikareisen sich ein. Herr und Frau Brives wurden vom Statthalter von Tarudant angehalten und per Schub über die Grenze des Sus nach Norden zurückbefördert.

Ebenfalls erwähnenswert ist: der Geologe Gentil, der bereits rühmlich durch seine Sahara-Forschungen bekannt ist, und der Geographe Flotte de Rocquevaire, von dem die anerkannt beste Karte Marokkos herrührt. Beide Gelehrte waren in letzter Zeit im Scherifenreiche, und auch sie wandten dem Hochatlas und dem Atlasvorlande ihre Hauptaufmerksamkeit zu.

Den Franzosen scheint die Erkenntnis aufzugehen, daß in den traurigen Ödnissen bei El Kreider und Figig wenig zu holen. Sie merken, daß gerade die Striche, die der algerischen Grenze am fernsten liegen, die aussichtsvollsten sind. Daher versuchen sie neuerdings auch im Süden und Westen Marokkos Fuß zu fassen. Lemoine fordert denn auch ohne weiteres dazu auf. Für das geeignetste Mittel erklärt er die Gewinnung von mäch-

tigen Klienten. Wie der Scherif von Wassan im Norden, so müßten auch die Kaide des Südens unter der Hand dazu gebracht werden, sich unter den Schutz Frankreichs zu stellen.

16. Innere Umbildungen im Berberland.

29. Juni 1905.

Wer von den Zuständen des europäischen Mittelalters ein anschauliches Bild bekommen will, der täte besser, statt in Bibliotheken, sich in dem heutigen Marokko umzusehen. Handwerkergilden, Straßen, wo nur Sattler, nur Töpfer, nur Tuchhändler wohnen, eine Gemeideverwaltung, die „Schra", die ähnlich in Nürnberg oder Oxford vor einem halben Jahrtausend bestanden haben könnte; Stammesfehden und Belagerungen fester Städte durch die reisigen Kabylen der Umgegend, genau wie die Händel deutscher Städte mit einem Albrecht Achilles von Brandenburg und einem Götz von Berlichingen, endlich eine Feudalverfassung im ganzen Sultanate, wie sie auch im weiland heiligen römischen Reiche in derselben Art bestanden hat. Jüngst ist nun im Süden Marokkos ein Vorgang in die Er-

scheinung getreten, wie wir ihn am eigenen Leibe zur Zeit der Salier und der Staufer erfahren haben müssen. Die großen Kaide des Hochatlas, die als eingesessene, angestammte Fürsten durchaus von den ebenfalls Kaid genannten Statthaltern des Makhzen zu unterscheiden sind, beginnen ihre Herrschaft auszudehnen und sich zu mächtigen Stammesherzögen zu erheben. So der Glaui, der Gondafi und der Mtugi. Diese Fürsten besaßen schon immer einen gewaltigen Anhang. Als der Gondafi nach Fez zog, um Abdul Aziz seine Aufwartung zu machen, hatte er dreitausend Gefolgsmannen mit sich. Es wurden ihm, beiläufig bemerkt, auf seiner Reise 26 Pferde und 13 Kamele gestohlen, was zeigt, wie wenig selbst Marokkaner sich der Raublust ihrer Landsleute erwehren können. Seit aber die Unsicherheit im Lande gestiegen ist, nämlich seit dem französisch-englischen Vertrage, beginnen die Atlasfürsten ihr Gebiet weiter auszudehnen. Zum Teil gehen sie ganz friedlich dabei vor und erwerben benachbarte Kaidschaften durch Kauf. Gelegentlich bedienen sie sich geradezu der Autorität des Makhzen, gegen das sie bislang noch Ergebenheit heu-

cheln, lassen einen Nachbarhäuptling, der ihrer Herrschaft ein Dorn im Auge ist, absetzen, für vogelfrei erklären, mit Regierungstruppen vertreiben und bemächtigen sich dann des herrenlos gewordenen Besitzes. So war ich selber zufällig Zeuge, wie ein großes Schloß, so schön und so ausgedehnt wie die Hohkönigsburg, östlich von Amsmiz am mittleren Nfis, dessen tapferer Kaid durch 160 Makhazni und ein Maximgeschütz nach hartnäckigem Widerstande vertrieben war, von Leuten des Gondafi feierlich in Besitz genommen wurde. Was aber das wichtigste ist: jene Markgrafen des Südens sitzen auch an der Schwelle des Sus, der schönsten Perle der marokkanischen Krone, sitzen als Hüter vor den Toren der Berberwelt. Der Gegensatz zwischen Arabern und Berbern, der im Lauf der Jahrhunderte niemals erloschen ist, scheint neuerdings wieder stärker aufzuleben. Die Berber sind eine der zähesten Rassen der Erde. Sie haben die Karthager und Griechen überdauert; selbst die Römer wurden von ihnen hinweggefegt; weder von Arabern noch von Byzantinern blieb eine Spur in ihrem Lande; sie werden auch die Araber und die Franzosen überleben.

In der Himalajahalbinsel war gerade die nationale Bewegung der Mahratten daran, den Mogul zu stürzen und Indien den Indern zurückzuerobern, als Clive mit gewalttätiger Hand eingriff. Im heutigen Persien könnten die Kurden eine beherrschende Stellung gewinnen, wenn sich nicht Rußland und England einmischten. Unabsehbare Wirkungen kann die halb bewußte, halb unbewußte Nationalbewegung der Berber noch nach sich ziehen, allein wiederum tritt Europa auf den Plan. So wird die Zukunft Marokkos in doppeltes Dunkel gehüllt.

17. Östlich vom Rif.

4. Juli 1905.

Die Flotte des Sultans von Marokko besteht zwar nur aus drei kleinen Schiffen, aber sie hat schon eine tatenreiche Geschichte. Ein Schiff wurde z. B. vor zwei Jahrzehnten nach Agadir geschickt, als dort mehrere Engländer sich niedergelassen; der Kapitän, ein Deutscher, nahm die Engländer gefangen, aber wie es oft wunderlich zugeht: die englischen Eindringlinge erhielten eine Million Mark, und

der Kapitän, Herr Sievert, wurde entlassen. Ein Transportschiff der Flotte, der „Turki", der etwa achthundert Tonnen faßt, hat wiederum einen deutschen Kommandanten, Herrn Carow, der wegen seiner freundlichen Behaglichkeit und verläßlichen Ruhe überall sehr beliebt ist. Seit einiger Zeit fährt der „Turki" beständig zwischen Tanger und Borj-Saïda. Seine Hinfracht besteht aus Sultanssoldaten, seine Rückfracht aus kettenbeladenen Rebellen. Borj-Saïda ist ein kleiner Ort nahe der Mündung der breitströmenden Muluya. Das Ufer ist flach, aber die Brandung ist gewaltig, wie denn überhaupt die Rheeden der nordmarokkanischen Plätze zu den unbeliebtesten der Welt gehören. Unmittelbar hinter Borj-Saïda ererheben sich schroffe, zum Meer steil abstürzende Felsen, die sich bis Nemours, dem malerischen, in nächster Nachbarschaft gelegenen französischen Hafen, und dann weiter bis halbwegs Oran hinziehen. Von Borj-Saïda gelangt man etwa in sechs Stunden nach Udschda, dem Schauplatz jüngster homerischer Kämpfe. Homerischer in dreifacher Beziehung. Erstlich wurde, bis vor kurzem wenigstens, mit recht primitiven Waffen gekämpft; zweitens dauert

die Geschichte schon jahrelang, und drittens währt eine Schlacht dort vielleicht zwei bis drei Stunden, worauf dann wieder Wochen der Ruhe eintreten können. Es ist nämlich eine ganz falsche Vorstellung, daß das Gebiet von Udschda einem kochenden Hexenkessel gleiche, der in beständiger siedender Erregung ist. Vielmehr, wenn eine der Schießereien zu Ende, da häufig nicht mehr als sechs oder acht Opfer fallen, dann nimmt Handel und Wandel wieder ungestört seinen Fortgang, französische Kaufleute und selbst Touristen gehen ungestört nach Udschda, wo auch französische Firmen eine Niederlassung haben.

Über den Rogi laufen die merkwürdigsten Gerüchte um. Er scheint doch ein recht kümmerlicher Charakter zu sein. Nichts als eine Drahtpuppe. Für seine Treulosigkeit ist folgende Geschichte bezeichnend. Als durch eine Schlappe sein Ansehen erschüttert, bot ihm ein treuer Anhänger an, durch ein Wunder den Mut der Mannen wieder zu heben. Er scharrte ein Loch im Zelte Buhamaras und stellte sich hinein; die Grube wurde verdeckt, in der Art, daß eine schmale Luftritze blieb. Die Führer wurden im Zelt versammelt, und eine ge-

heimnisvolle Stimme verkündete die Freuden des Paradieses für die, welche gleich ihm, dem Besitzer der Stimme, für die Sache des Rogi den Schlachtentod gefunden hätten. Die Führer waren erschüttert und gingen, neuen Mutes voll, auseinander. Nun trat Buhamara auf die Ritze, und sein treuer Freund erstickte. Se non è vero... Und einen solchen Gesellen benutzen die Franzosen. Er gehorcht ihnen freilich blindlings. Geht es in Fez gut, so entfernt er sich aus den Kartoffeln; geht es schlecht, schon ist er wieder drin in den Kartoffeln. Seit ein paar Tagen haben sich die Franzosen mit der Sachlage ausgesöhnt, und alsobald verboten sie den Waffenschmuggel. Freilich erst, nachdem sie gute neue Gewehre und sogar Maschinengeschütze dem Rogi geliefert.

18. Die Gesamtlage.[1])

Juli 1905.

Vor allem: das Land ist reich. Noch immer begegnet man der Auffassung, daß Marokko eine Sandbüchse, daß es ein Stück Sahara sei; kein Baum, kein Strauch, kein

[1]) Aus den „Preuß. Jahrb."

Gras. Dazu stimmt es schlecht, daß allein für die kleine Kaid-schaft von Casablanca 100000 Duros, nach heutigem Geldstand etwa 270000 Mark bezahlt wurden. Als der Großwesier Mulai-Hassans, der Neger Ba Mohammed starb, ergab sich eine Erbschaft in Liegenschaften, Juwelen und barem Gelde, die auf 32 Millionen Mark geschätzt wurde. Solcher Reichtum muß doch irgendwo seine Quelle haben, und da die Söhne des Maghreb weder an amerikanischen Eisenbahnen, noch an Randminen beteiligt sind, so kann diese Quelle nur in Marokko selbst gefunden werden. Die Hauptgrundlage des Wohlstandes bildet dort der Ackerbau. Alle Korn- und Hülsenfrüchte, alle Obstarten, alle Baumarten Mitteleuropas gedeihen in Marokko; dazu noch die Früchte des Südens, von denen namentlich Mandeln in steigender Menge ausgeführt werden, sowie Hanf und Indigo. Es gibt Getreidefelder, an den Westhängen des Dschibel Zerhun, zwischen Marrakesch und Mogador, und im Rarb, die fünf bis sieben Kilometer nach jeder Richtung messen. Mit der Ausfuhr von Eiern und Frühgemüsen nach London, Antwerpen und Hamburg werden bereits viele Millionen ver-

dient. Vieh geht in großer Zahl nach Gibraltar. Eine einzige englische Firma von Mogador verschifft jährlich eine halbe Million Ziegenhäute. Neben den landwirtschaftlichen Erzeugnissen kommen die Bodenschätze in Betracht. Es gibt reiche Eisenlager in der Provinz Haha und Kupferminen im Sus, die beide wohl schon den Phöniziern bekannt waren. Von einzelnen Entdeckern, worüber allerdings noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist, sind Erdöl- und Goldvorkommen festgestellt worden. Auch habe ich von Kohlen gehört, kann aber über deren Ort nichts angeben. Leider ist er tief im Innern. Die Funde sind zum Teil äußerst reichhaltig. So ist in Eisenproben, die aus dem Dschebilet (zwischen Marrakesch und Azenna) stammen, 65 Prozent purum ferrum von Chemikern nachgewiesen worden. Auch Antimon, das auf dem Weltmarkt eine nicht unerhebliche Rolle spielt, ist im Dschebilet, und zwar von einem Deutschen[1]) entdeckt worden.

Zum zweiten: Marokko nimmt eine äußerst wichtige strategische Stellung ein. Es überblickt in breiter Front den Eingang zum Mittel-

---

[1]) Richter in Safi.

meer und noch einen ziemlichen Teil von dessen Westbecken. Die ausgedehnteste Küste des Landes aber, an der zugleich seine fruchtbarsten Landschaften sich erstretcken, wird von den Wellen des Atlantischen Ozeans umspült. Diese einzigartige Lage bedingt einen dreifachen Vorteil. Sie ist für drei Weltverkehrswege von Wichtigkeit. (Denn von Beherrschen will ich nicht sprechen, da mit dem Worte viel Unfug getrieben wird.) Marokko liegt an der Straße, die nach Indien und Ostasien führt; es liegt auf dem Wege nach den französischen, britischen, portugiesischen, deutschen Besitzungen West- und Südafrikas, es bietet endlich eine Reihe von Stützpunkten für die Fahrt nach Brasilien und Argentinien, wie denn auch z. B. Cervera die Kapverdischen Inseln zum Ausgangspunkt seiner Fahrt nach Curaçao und Santiago nahm. Es hat sich nun über die Frage der Stützpunkte ein Streit der Fachleute entsponnen. Vielfach wurde bezweifelt, ob es wirklich auch nur einen einzigen guten Hafen im Scherifenreiche gäbe. Man sprach von 100 Millionen Mark, die nötig wären, um die elende Rheede von Mogador zu einem brauchbaren Hafen umzugestalten. Obwohl der

Streit bereits zugunsten der Hafenfreunde entschieden war, habe ich der Sache auf meiner zweiten marokkanischen Reise noch einmal besondere Aufmerksamkeit zugewendet und habe als Meinung von Kennern die gefunden, daß für nur 12 bis 15 Millionen Mark sowohl Mogador als auch Rabat, das mehrfach als der aussichtsvollste Platz bezeichnet wurde, in einen brauchbaren Zustand versetzt werden könne[1]. Im Falle von Mogador handelt es sich um einen gewaltigen Damm, der die Korallenriffe der Küste mit den vorgelagerten Inseln zu verbinden hätte, so vor dem furchtbaren Nordwestwind schützend. Im Falle von Rabat ist es eine höchst unangenehme und gefährliche Barre, die mit Anwendung moderner Sprengmittel beseitigt werden müßte. Des weiteren hat Theobald Fischer, neben Graf Pfeil der beste Kenner des atlantischen Marokkos, auf Mehedia an der Mündung des Sebu

[1] Die deutsche Gesellschaft, die jetzt die große Mole in Tanger gebaut hat (Holzmann aus Frankfurt), brauchte, glaube ich, 10 Mill. Mark. Ein anderer Hafenbau, der in Larasch im Werke ist, wird auch nicht viel mehr kosten. Allerdings sind das verhältnismäßig primitive Vorrichtungen.

aufmerksam gemacht; von einem anderen Deutschen wurde ich außerdem noch auf einen namenlosen Hafen, der allerdings einen stark lagunenmäßigen Eindruck macht, im Norden von Mehedia verwiesen.

Zum dritten: das Land birgt nicht nur große natürliche Schätze, die allerdings zu einem nicht geringen Teile noch der Erschließung harren, es ist auch eine Staats- und Militärmacht, die, obgleich gegenwärtig geschwächt, doch nicht unterschätzt werden darf. Es ist wahr, man hört fortwährend von Räubereien, von Fehden der einzelnen Stämme untereinander, von Kämpfen des Sultans gegen die verschiedensten Rebellen, von Überfällen und Ermordungen Fremder. Jedoch das ist immer so in Marokko gewesen und ist in der Türkei und Persien auch nicht besser. Die französische Presse findet aber ein Interesse daran, die Zustände, die gerade durch das bedrohliche Eingreifen der Franzosen sich etwas verschlimmert haben, als noch schlechter hinzustellen, als sie wirklich sind, ja von einer Anarchie zu sprechen. In Wahrheit ist die Autorität des Sultans noch immer bedeutend, und auch seine von Schotten, Italienern und

Franzosen gedrillten Truppen sind, wie dies auch jüngst Graf Tattenbach wieder bezeugte, gar nicht so übel. Jedenfalls ist in allen den Organen und in allen den Punkten, wo das Scherifenreich mit der Außenwelt in Berührung gerät, das Makhzen (wovon beiläufig bemerkt Magazin kommt) noch durchaus maßgebend. Die Franzosen haben viel Aufhebens von ihrer Kontrolle der Zölle gemacht, aber tatsächlich haben die wenigen französischen Zollbeamten, meist junge Leute ohne sonderliche Erfahrung, so gut wie gar nichts zu sagen. Nicht minder ist in der auswärtigen Politik der Sultan der Herr seiner Taten. Gewiß, er hat Favoriten wie Omar Tashi, die oft mehr gelten als die amtlich bestellten Minister, allein die Aktion der Stämme, die in den verschiedenen Teilen des Reiches endemisch gewordenen Aufstände und auch die Scherife von Wassan, von denen kürzlich so viel Wesens gemacht wurde, sie haben keinen oder nur geringen Einfluß auf seine Entschließungen. Andererseits könnte dem Sultan, falls einmal durch den Anstoß von außen die hadernden Stämme geeinigt werden, falls einmal der Dschihad ausbricht, eine gewaltige Machtzu-

nahme erwachsen. Segonzac nannte die Berber la race la plus indomptable de la terre. Auch in vielen Arabern Marokkos ist noch Berberblut. Einem christlichen Eroberer würden sicher die Marokkaner als ernste Gegner erscheinen.

Wie Rußland bei der Türkei, so hat Frankreich bei dem Scherifenreiche ein Interesse daran, die Zustände nicht nur schwarz zu malen, sondern sie auch tatsächlich in Düsterkeit und Unglück zu erhalten, ja etwaige Unruhen zu befördern. Schon längst ist die Rebellion bei Udschda als das erkannt worden, was sie ist, als das Bestreben der Franzosen, das Reich von der Peripherie aus zu erschüttern, und niemand ist durch die Nachricht, daß französische Artillerie gegen den Rogi föchten, getäuscht worden. Ich sprach seinerzeit von einer Zwickmühle, die bei Udschda arbeite. Und siehe, das Exempel stimmt, denn in den letzten Tagen hörten wir, daß die den Makhazni, den Regierungstruppen, zu Hilfe gesandten Artillerieinstrukteure zu Buhamara, dem Rogi übergegangen seien. Auch geht das unverbürgte Gerücht, daß die Franzosen 32000 Quadratkilometer marokkanischer Erde annektiert

hätten. Es kann dies bei Udschda, es könnte aber auch bei Figig sein, in dessen Westen ich schon im April starke französische Posten vorfand. Gerade von der Gegend bei Figig und südlich davon scheint sich eine Aktion vorzubereiten, die den Vorteil hätte, von Europa weniger bemerkt zu werden. Nach Lalla Marnia, von dessen Höhen aus man leicht Udschda erblicken kann, kommen allwöchentlich fremde Touristen; nach dem Hafen von Udschda bringt ein Deutscher, der in des Sultans Solde steht, der wackere Kapitän Carow, beständig neue Truppen, so daß von den dortigen Vorgängen die Außenwelt beständig unterrichtet bleibt. Nicht so im Süden von Figig, wo Fremden der Einblick verwehrt wird. Es werden dort gegenwärtig größere Truppenmassen vorgeschoben, die die vorhandenen, unaufhörlich von marokkanischen Djich (Räubern) belästigten Posten verstärken und vor allem den Bahnbau weiter betreiben sollen. Statt nämlich, wie ursprünglich geplant, die Bahn nach Timbuktu zu führen, soll sie nunmehr nach dem Ozean gehen und zwar durch Südmarokko. Sie wird zunächst Beni Zirek (65 Kilometer südwestlich von Figig) mit Tafilelt verbinden.

Danach wird sie vermutlich, wie ich Grund habe anzunehmen, dem Sus zustreben. Es ist mir eingeworfen worden, daß eine derartige Bahn niemals mit dem Seeverkehr konkurrieren könne. Ganz richtig! Aber wie oft sind Dinge, die alle Welt für grundtöricht verdammte, doch ausgeführt worden! Gerade in der Politik ist der flagrante Widersinn einer Tat Grund genug, um die Tat zu begehen. Ich erinnere an den Krieg der Spanier um Kuba, an die Unrentabilität der Bahnen in der Mandschurei und des Hafens von Dalny. Die Franzosen wären die letzten, die vor unnützen Ausgaben zurückschreckten, sie, die für Algerien seit 1830 an 3,8 Milliarden Franken ausgegeben haben.

Der erste Ansturm der Franzosen auf Marokko ist ja abgeschlagen. Allein, was der stürmenden Hand versagt blieb, kann langsamem Minieren gelingen. Und dazu ist ohne Zweifel die französische Stellung an der ostmarokkanischen Grenze höchst geeignet. Wir Deutsche haben keine fünfzig Männer von Bildung, die das Bulgär-Arabisch gut sprechen, und keine zehn, die mit der marokkanischen Abart jener Bulgärsprache hinreichend vertraut wären. Die

Franzosen haben ein ganzes Heer von Beamten, die das Maghrebinisch gut kennen. Sie haben seit 75 Jahren, als Nachbarn der Marokkaner, die Zustände des Scherifenreiches bequem studieren können. Sie haben eine ganze Reihe von Leuten, die als Ärzte, als Kaufleute, als Forscher alle Teile des Reiches durchstreiften. Wir mögen es drehen, wie wir wollen, aber trotz Lenz, Rohlfs, Pfeil und Fischer haben wir ihrem Foucauld und namentlich ihrem Marquis de Segonzac doch schlechterdings niemand entgegenzustellen. Der Vorteil ist in jeder Beziehung auf französischer Seite. Unsere Nachbarn haben jedoch den Vorteil nicht auszunutzen vermocht. Warum? Die Antwort ist verblüffend einfach. Weil es ihnen an Selbstbewußtsein, an Mut fehlt. Allein getrauten sie sich nichts mehr durchzuführen. Trotzdem verlohnt es sich wohl, die Tätigkeit der Franzosen, insbesondere die geheime, die geräuschlose, aufmerksam zu verfolgen. Der jüngst erfolgte Sturz des Geddari, des Paschas von Larasch, der auf gute Sicherheit in seinem Gebiete hielt, ist sehr wesentlich auf französische Umtriebe zurückzuführen. Sodann geht das Trachten der Franzosen darauf, an

den Mächtigen des Landes Klienten zu gewinnen. Schon seit lange ist der Scherif von Wassan, dessen Stellung man mit der der deutschen Bischöfe im Mittelalter vergleichen mag, auf ihrer Seite und bezieht vermutlich Subsidien von ihnen. Neuerdings versuchen sie, auch im Hoch-Atlas eine derartige Klientel zu erwerben. Überhaupt sehen die Franzosen allmählich ein, daß sie sich bislang zu sehr auf den Osten beschränkt haben. Sie merken, zum Teil durch Theobald Fischers Schriften belehrt, daß der Westen viel fruchtbarer, viel begehrenswerter sei. Sie werden endlich gewahr, daß die Bevölkerung des Südwestens neuzeitlicher, europäischer Kultur weit zugänglicher als die des Ostens und Nordens. Überhaupt sind die Marokkaner ja fremdenfreundlich, allein lange nicht in dem Grade, wie es überall vorausgesetzt wird. Wenn man in Persien aus einem Gefäß trinkt, das einem Mohammedaner gehört, so wird der Besitzer das Gefäß zerschmettern; in Marokko geht Becher und Pfeife ohne weiteres von Christen- zu Moslimenmund. Wenn in Persien ein Nazrani bei einer Mohammedanerin betroffen wird, ist er ein Kind des Todes; in Marokko

ist der Verkehr an der Tagesordnung[1]). Immerhin ist der Gegensatz gegen die Christen auch in Nordwestafrika noch groß, aber, und darauf ist der höchste Nachdruck zu legen, viel weniger groß im Südwesten als in den anderen Teilen des Reiches. Weshalb denn auch die Entwürfe der Franzosen sich neuerdings mehr dem Atlasvorlande und dem Sus zuwenden.

Das Vorgehen unseres Konkurrenten sollte uns zu gleichen Entwürfen anstacheln. Auch wir sollten danach trachten, große Kaide zu Schutzbefohlenen zu gewinnen. So den Mtugi, der im Westsaum des Atlas, an der Schwelle des Sus gebietet. Er ist noch frei, noch unvergeben; seine Sippe ist seit zwei Jahrhunderten schon da eingewurzelt. Es fehlt jedoch nicht nur an Organen (obwohl sie unschwer zu beschaffen wären), um die hier nötige diplomatische Arbeit zu leisten, sondern es fehlt überhaupt an Leuten, die die Verhältnisse überschauen. Die deutschen Berufskonsuln in Marokko, die ausschließlich im Norden sitzen,

[1]) Es ist freilich in Mogador vorgekommen, daß einem Europäer seine Geliebte gevierteilt in einem Sacke zugeschickt wurde.

sind an den Fingern einer Hand zu zählen. Wir brauchen Männer, die sich auch dem Süden widmen, Konsularbeamte und andere Emissäre, die sich mit nichts als den staatlichen Verhältnissen beschäftigen. Ich denke hier an den allzufrüh verstorbenen Dr. Reinhart, den trefflichen Kenner Ostafrikas und Maskats, und seine Tätigkeit. Er wurde nach Buschir versetzt und hatte in ganz Südpersien einen ganzen lebendigen Deutschen zu schützen. Trotzdem entfaltete er den höchsten Eifer. Er setzte sich zwei Monate allein nach Schiras und arbeitete Tag und Nacht mit seinen dortigen Gewährsmännern, um ein umfassendes Bild von den Zuständen dortiger Verwaltung und lenkender Persönlichkeiten zu gewinnen. Wozu das nutze? fragte ich. Oh, über Nacht könnten sich alle Weltverhältnisse von Grund aus ändern, mit einem Schlage könnte Persien wichtig werden, und dann würden seine Forschungen sofort eine unentbehrliche Grundlage. Derartige Studien fehlen aber für Südmarokko bei uns gänzlich. Das Auswärtige Amt ist bei weitem nicht so allwissend, wie es sein sollte. Auch aus einem anderen Grunde ist der Süden wichtig. Es entsteht dort eine natio-

nale Bewegung der Berber, die politisch ausgenutzt werden kann. Von jeher sind die Berber im schärfsten Gegensatz zu allen Fremden gewesen, so zu Puniern, Römern, Vandalen, die alle schließlich von den Berbern wieder weggefegt wurden. Mit den Arabern werden nun die Berber, die übrigens nach den Forschungen Trombettis und Dirrs mit den Georgiern und Tscherkessen verwandt sind, zwar durch den gemeinsamen Glauben verknüpft, aber der Rassengegensatz ist doch so groß, daß sie im Sus lieber einen christlichen Europäer, als einen mohammedanischen Araber sehen. Wie immer, wenn äußere Anstöße dazu kommen, erwacht auch in Marokko das Rassenbewußtsein und wird, genährt durch die Habgier des Makhzen, von Jahr zu Jahr lebendiger. Es kommt nun darauf an, wie stark jene Anstöße seien: werden sie übermächtig, können sie zur abwehrenden Einheit führen; bleiben sie von mäßiger Kraft, so befördern sie den Zerfall, und der Tag wird nicht fern sein, da ein kompaktes Südmarokko sich vom Norden lostrennt [1]).

---

[1]) Wie es unter Mulay Hafid geschah.

Im übrigen wäre eine Eroberung Marokkos in keinem Fall von so außerordentlicher Schwierigkeit, wie das meist hingestellt wird. Frankreich würde keineswegs daran verbluten. Die Milliarde Franken und die 70000 Mann ständiger Garnisonen, die Segonzac für nötig hält (aber nicht fordert, da er gegen einen Eroberungskrieg ist), würden reichlich genügen. Sowenig wie man die Pathan auch nur einen Augenblick, wie das jüngst Schiemann tat, mit den Japanern in eine Linie stellen darf, so wenig darf man von den zwar tapferen, aber in moderner Kriegsführung ungeübten Marokkanern einen ernstlichen Widerstand gegen europäische Truppen erwarten. Wenn Graf Tattenbach die Sultanstruppen rühmte, so ist das gegenüber extremer Verkleinerung gerechtfertigt, aber es heißt das noch lange nicht, daß diese auch dem Anprall neuzeitlicher Artillerie gewachsen wären. Guerilla, ja! aber ernsthafter Krieg, nein! Namentlich der offene Westen, bis nach Marrakesch und bis zum Dschebel Zerhun, wäre mit leichtester Mühe zu besetzen; ein paar Brigaden genügten dazu[1]).

[1]) Jetzt sind 13000 Mann, also noch nicht 2 kriegsstarke Brigaden (16600) da.

Die Absichten der deutschen Regierung laufen aber ohne Zweifel lediglich auf Erlangung von Konzessionen und Handelsvorteilen hinaus. Sie hat ja auch als ihr Ziel die Aufrechterhaltung der berühmten offenen Tür verkündet. Sie verkannte jedoch nicht, daß es bei dem christenfeindlichen Charakter der Einwohner recht schwer halten würde, ohne gewisse Garantien, ohne ein Schutzrecht die Konzessionen auch durchzuführen. Sie könnte durch die Ereignisse selbst, deren Verlauf niemand bestimmen noch voraussehen kann, zu härteren Maßregeln gedrängt werden. Sie hätte dann auf jeden Fall den Vorteil, sagen zu können: wir luden zur internationalen Schlichtung ein, aber ihr habt es nicht gewollt; so sind auch wir jeder Verpflichtung ledig. Indessen vorläufig sieht es so aus, als ob der Diplomatenkongreß doch zustande kommen sollte.

19. Delcassés Schnurren.

Juli 1905.

Durch das Begackern wird ein Ei nicht besser. Was jetzt in dem Gelbbuch so ausführlich von den verschiedensten Gesprächen über Marokko berichtet wird, kann an den jetzigen

Verhältnissen nichts mehr ändern. Es zeigt höchstens, wie krampfhaft man in Frankreich bemüht ist, sich selbst ins schönste Licht zu setzen. Eine Mitteilung kann man unmittelbar als falsch festnageln. Delcassé versichert am 13. April dem Fürsten Radolin, daß Taillandier sich niemals als Träger eines europäischen Mandats ausgegeben habe. Ich war im Frühling in Fez und glaube einigermaßen zu wissen, wie die deutsche Intervention zustande kam. Ich will jedoch ganz einfach auf eine Erzählung verweisen, die in einem französischen Organ, nämlich in der Wochenschrift „Le Maroc français", gerade im April gestanden hat. Taillandier sei zum marokkanischen Minister des Äußern gekommen und habe ihn ersucht, endlich die Reformen einzuführen, auf die Frankreich als Vertreterin der europäischen Mächte und der westlichen Zivilisation bestehen müsse. Spornstreichs eilte der Minister zu dem deutschen Vertreter: Alors vous n'êtes pour rien? Wenn ja Frankreich der Mandatar Europas ist, was habt ihr dann hier noch zu suchen? So das französische Blatt[1]).

[1]) Wurde als beweiskräftig einige Wochen später im deutschen Weißbuch über die Marokko-Angelegenheit erwähnt.

Nun aber ist es ein offenes Geheimnis, daß „Le Maroc français" von der französischen Gesandtschaft in Marokko subventioniert wurde.

20. Bunte Schüssel.

11. Januar 1906.

Gestern besuchte mich ein abenteuerlicher Volksgenosse. Er war Offizier in der Türkei, dann Gemeiner in der Fremdenlegion und längere Zeit „Kalifa" (etwa Feldwebel) in der Leibwache des Sultans von Marokko gewesen. Zu Fuß hat er den weiten schattenlosen Weg von Ain S'fra nach Fez zurückgelegt. Dabei fiel er in die Hände Bu Hamaras und wurde von ihm zwangsweise tätowiert. Aus seiner Erzählung scheint hervorzugehen, daß Oberstleutnant Hübner doch recht hat mit der Behauptung, Bu Hamara sei gegen die Franzosen. Im übrigen schilderte der Fremdenlegionär den Charakter des „Vaters der Eselin" so, wie ich ihn auch immer aufgefaßt, nämlich als eines üblen Tropfs und Bösewichts.

Letzten Frühling wies ich mit Nachdruck auf die Bahn hin, die Frankreich nach dem Tafilelt und Sus zu bauen beabsichtigte. Die deutsche

Regierung ist auf die Absicht aufmerksam geworden, und es verlautet jetzt, daß infolge unseres Einspruches die Bahn, von der schon einige 40 oder 50 km fertig sind, aufgegeben sei. Es ist erfreulich, zu sehen, daß unsere Vertreter in Marokko so rührig und gewandt sind.

Von der größten Wichtigkeit ist in der ganzen marokkanischen Frage die Haltung der Vereinigten Staaten. Ihr Vertreter in Tanger taugt zwar gar nichts, aber die Zentralleitung in Washington weiß offenbar, was sie will. Es verschlägt dabei gar nichts, ob die Entsendung der Unionsflotte im Hinblick auf Algeciras oder schon früher beschlossen war. Das Entscheidende liegt darin, daß Onkel Sam zu dem marokkanischen Chachliq (Hammelfleisch am Spieße) seinen Senf gibt. Dieser Senf aber wird den Franzosen und auch den Engländern auf der Zunge brennen.

21. Marokko in der Weltgeschichte.

12. Januar 1906.

Als Kolumbus nach Westen fuhr, besaßen die Westarier etwa ein Zwanzigstel der Erde. Als der Mandschu-Kaiser Kien-lung, dessen Kriege am Tiantschan und in Nepal die letzte

große Tat des Orients bedeuten, die Augen schloß, da hatten die Europäer die Hälfte unseres Planeten erobert. Von da ab dringt das Abendland unaufhaltsam gegen die Welt des Morgenlandes vor. Nach dem Tage von Seringapatam wird Indien rasch englisch, Napoleon erscheint in Ägypten, der Russe Golowin in Japan und Baranoff in Alaska. Seitdem die Buren den Oranje überschritten, die Franzosen unter Faidherbe dem mittleren Niger zustrebten, Krapf und Rebmann den Kilimandscharo entdeckten, und Livingstone und Stanley Mittelafrika erforschten, wird die Aufteilung des Dunklen Erdteils in die Wege geleitet. Zugleich damit wird Ostasien für den Weltverkehr erschlossen; es folgt die Aufteilung Süd- und Australasiens, der Pamirländer und der mandschurischen Küstenprovinz, die Niederwerfung des Mahdi im Sudan und die russische Besetzung der drei Provinzen der eigentlichen Mandschurei. Während des Boxerkrieges waren die letzten Wellen der großen westarischen Ausdehnungsflut. China und Persien ohnmächtig, die Türkei und Siam nur durch die Eifersucht der Großmächte unabhängig geblieben, in Afrika außer dem un-

bedeutenden Liberia bloß noch Marokko und Abessinien westlicher Oberherrschaft widerstrebend: die Macht des Abendlandes stand in ihrem Zenit.

Da setzte die Ebbe ein. Japan schwang sich zur Weltmacht empor. Das hatte weittragende Folgen. Es riß durch seine Siege zugleich China aus der tödlichen Umarmung der Weststaaten. Es erweckte in Indien, erweckte bei Türken und Arabern höheres Selbstgefühl. Wie aber in Asien, so ward auch in Afrika der Fortschritt der Weißen gehemmt. Unter dem ebenso klugen wie tatkräftigen Negus Negesti Menelik behauptete sich nicht nur Abessinien als selbständige Macht, sondern konnte sogar noch seinen Einfluß vergrößern. In den Berbern Marokkos aber erkannte der Marquis de Segonzac la race la plus indomptable de la terre. Gewiß, auch diese unbändigste Rasse könnte mit unseren Waffen gezähmt werden, aber schon allein dadurch, daß im vorigen Sommer über Marokko sich ein Weltbrand zu entzünden drohte, ist der Versuch, dieses Land zu erschließen, zu einem Markstein in der Entwicklung der westlichen Ausdehnung, zu einem Markstein in der Weltgeschichte geworden.

Sowohl bei den klimatischen, als auch bei den Bevölkerungsfragen des Scherifenreiches muß man scharf unterscheiden. Marokko ist das Land vieler Gegensätze, daher auch entgegengesetzte Urteile richtig sein können, sobald sie nur aus lokalen Verhältnissen heraus verstanden werden. Marokko ist eine Wüste. Nämlich im ganzen Osten und im äußersten Süden. Marokko ist äußerst fruchtbar. Nämlich im ganzen Westen (mit Ausnahmen) und so ziemlich auch im Norden. Ähnlich kann man von der Bevölkerung sagen, daß sie im höchsten Maße kriegerisch und europafeindlich: so ist sie es in der Tat im Rif, bei den Beni Hassan, in Taza und Figig und insgesamt bei allen Berberstämmen des Südostens. Dagegen sind die meist ackerbauenden Bewohner des Atlas-Vorlandes sanfter und, wenn auch nicht gerade christenfreundlich, so doch näherem Verkehr, der für sie viel Gewinn abwirft, nicht abgeneigt. So ungefähr die Lage in groben Strichen. Im einzelnen würde bei diesem Bilde noch vieles einzuzeichnen, hier zu verstärken, dort zu mildern sein. Innerhalb eines Tagesmarsches kann man mehrere Male von fruchtbarem Ackerbau zu kahler

Steppe und rauhem Gebirge, von großer Gastfreundschaft zu Gleichgültigkeit und Feindseligkeit gelangen. Gleich vor den Mauern von Tanger beginnt die Schutzlosigkeit; im unteren Sus findet der Christ verhältnismäßig gute Aufnahme, im oberen wird er gefangengenommen und drangsaliert.

Auch ändert sich der Zustand einer und derselben Landschaft von Jahr zu Jahr, ja oft von Monat zu Monat. Je nachdem, ob die Zentralleitung stark oder schwach, ob eine örtliche Stammesfehde ruht oder jäh wieder auflodert, kann sich im Handumdrehen blad el maghzen (Regierungsgebiet) in blad es siwa (Aufruhrgebiet) verwandeln. Immerhin gibt es so manches Gemeinsame, das alle Bewohner des Scherifenreiches, außer den Juden, verbindet, nämlich Tracht, Lebensführung und Glaube. Alle Marokkaner huldigen dem Islam, alle kleiden sich in jene weitwallenden Gewänder, die der Toga der Römer, und Wettermäntel mit Kapuzen, die der Kutte des Kapuziners gleichen. Alle endlich schlafen, essen, trinken, reiten, prozessieren und heiraten auf ungefähr dieselbe Art und Weise.

Am wichtigsten für das Gesamtverständnis des Landes ist einmal die Kunde von den verschiedenen Rassen und ihrem wechselnden Ringen, sodann eine Erkenntnis der seltsamen Eigenart marokkanischer Regierung.

22. Die marokkanische Anleihe.[1]

Früher stürzten die Kreuzritter ins Feld, vom Wirbel bis zur Sohle in Eisen gehüllt, um den Ungläubigen ihr Land zu entreißen. Jetzt sind es wohlfrisierte Bankiers in schön gebügelten Kleidern, die, mit Schecks und Zinstabelle bewaffnet, den Krieg mit dem Orient führen. Früher hieb man den Mohammedanern mit dem Schwert auf den Schädel, jetzt schwächt man sie durch Geld. Und bittet sie noch flehentlich, das Geld doch ja annehmen zu wollen, wie ein Arzt den Kranken bittet, dem er Gift einflößt. Auch hofft man, daß der Geldbedürftige recht viel nehme, damit er ja nicht alles wieder zahlen könne. Gottfried von Bouillons Nachfolger ward König von Jerusalem: heutige Mächte wollen nur

[1]) Datum nicht mehr festzustellen.

Verwalter der Masse sein. Das Königsein ist glänzender, aber die Konkursverwaltung einträglicher. So streiten sich auch jetzt wieder England und Frankreich darum, wer dem Scherifen leihen darf — um später die Masse in Fez zu übernehmen. Augenblicklich scheinen die Franzosen mehr Chancen zu haben, doch noch im letzten Augenblick, da der Erfolg schon sicher däuchte, ist ihnen noch einmal die Beute entronnen. Die Verhandlungen werden jetzt erneut; ein spanischer Jude in Tanger ist der Vermittler. Das Geld ist namentlich für Rüstungen nötig. Der Rogi, der so oft Totgesagte, lebt nämlich immer noch und beherrscht die ganze Gegend von Taza sowie das halbe Reich, wo allerdings seine Anhänger kürzlich vor scherif-freundlichen Berberstämmen unter die Mauern von Melilla flüchten mußten, und es heißt, daß der Rogi wieder einen Zug gegen Fez plane. Auf der anderen Seite muß es zwar der Scherif erleben, daß all sein Heer zerronnen ist wie Schnee vor der Maiensonne, aber er hat Maxims in Deutschland gekauft. Dafür und für Automobile und andere weniger nötige Sachen braucht er die Anleihe. Hat Deutschland keine Lust, sie zu liefern?

23. Der Rogi.

8. März 1906.

Im Grunde ist es eine bodenlose Unverfrorenheit von seiten der Franzosen, mitten während der Konferenz ihre Wühlereien in Marokko selbst fortzusetzen. Sie setzen sich in Mar Chica fest, sie schmuggeln große Mengen von Waffen und Munition ins Land ein, sie ermutigen neuerdings den Rogi zu entschiedenerem Vorgehen. Gerade die Unterstützung des Rogi ist allerdings strittig. Professor Theobald Fischer, der ja nicht nur Marokko, sondern auch die algerischen Verhältnisse durch mehrere Reisen aus langjähriger Erfahrung gründlich kennt, hat stets die Meinung vertreten, daß die Unruhen bei Udschda von Frankreich aus genährt würden. Auch ich hatte mich der Meinung Fischers angeschlossen, wurde aber einen Augenblick schwankend, als Oberstleutnant Hübner, der Udschda selbst besucht hat, mit großer Bestimmtheit eine gegenteilige Ansicht vertrat. Hübner wies darauf hin, daß Buen-Hammama, der Helfershelfer des Prätendenten, für seinen wütenden Franzosenhaß notorisch sei, und behauptete, daß auch der Prätendent oder Rogi, Bu Hamara, in

franzosenfeindlichem Sinne handle. Ich hatte nun zwar außer zwei Reisen in Südwest- und Nordmarokko auch eine entlang der ganzen Ostgrenze des Scherifenreiches von Lalla Marnia bis herunter nach Figig ausgeführt, war aber nicht selbst in Udschda gewesen und glaubte daher, Hübners Forschungen den Vorrang einräumen zu sollen. Es stellt sich nun heraus, daß Fischer doch recht hat [1]), und ich muß, (wie die Chinesen sagen) meine Worte essen. Der Exminister Villanueva, der für den besten Kenner Marokkos in der Iberischen Halbinsel gilt, und der (in parenthesi sei es gesagt) aus dieser seiner Kenntnis heraus ein Verdammungsurteil für die französischen Pläne schöpft, hat sich vor einigen Tagen mit löblicher Deutlichkeit dahin ausgesprochen, daß der Rogi nur eine Puppe in den Händen der Faiseure von Oran, Algier und Paris sei. Ich will allerdings nicht verschweigen, daß mir neulich ein früherer Fremdenlegionär, der einmal in Bu Hamaras Gewalt gefallen war, die Sache so darstellte, als ob der schlaue Rogi die Fran-

[1]) Hübner hat auch in anderen Sachen geirrt, jedoch die Irrtümer dann bekannt. Aus einem Franzosenfreund ist er nun doch ein Deutschenfreund geworden.

zosen lediglich für seine ehrgeizigen Zwecke benutze, nicht umgekehrt. Allein die Autorität jenes Ministers ist doch wohl entscheidend. Daran ändert auch nichts der Europäerhaß des unermüdlichen und tatkräftigen Buen-Hammama, der auch erst kürzlich einen Raubzug bis zu den Tuatoasen — einige 500 km von Udschda — unternommen hat. Die Sache liegt eben so, daß Logik überhaupt nicht die starke Seite der Politik ist.

Im übrigen zeigen die Erfolge des Rogi sowie die zweier neuer Mahdis, die bei den Beraber in Tabla (am oberen Umerebia) und im Norden Sokotos erstanden sind, wie völlig unsinnig es wäre, Marokko für die Polizei in Zonen einzuteilen. In drei Vierteln des Landes hat der Sultan absolut keine Gewalt, und christliche Polizisten würden von den kriegerischen Berabern einfach totgeschlagen.

24. Algeciras und die Peripherie.

7. März 1906.

Wenn jemand an Augenentzündung leidet, so gibt man ihm wohl ein Senfspiritusbad — für seine Füße, um die Krankheit durch einen Angriff auf die Peripherie abzulenken. Bei

Frankreich leiden die Augen an morbider Erweiterung. Sie waren größer als der Mund. Da dürfte eine scharfe Medizin, die auf Extremitäten wirkt, ebenfalls heilsam sein. Ganz zur rechten Zeit sind denn auch kriegerische Banden aufgetaucht, die den Norden von Indochina bedrohen. Die Tuareg werden in Sokoto schwierig. In Venezuela benimmt sich der edle Castro mit einer Unverfrorenheit, die zu jeder anderen Zeit den heißen Zorn der Gallier erregt hätte. Der Fall von Neukaledonien hat die Australier erbittert und hat Frankreich mit seinem lieben Nachbar England in eine unbequeme Korrespondenz gebracht. England selbst aber hat soeben einen Nasenstüber von der Türkei eingesteckt. Es ist von einem Zuluaufstand in Natal und einem neuen Aschantikrieg in Westafrika bedroht. Die Gefahr, Kanada zu verlieren, ist unzweifelhaft vorhanden, ob nun Bülow darauf eigens hingewiesen oder nicht. Beide Mächte aber, sowohl Frankreich als auch England, würden im Kriegsfalle mit panislamitischen Erhebungen zu rechnen haben. Es schadet gar nichts, das den Herren zu Gemüte zu führen. Denn wenn bei einer Börsenbaisse fast alle verlieren, aber ein geschickter

Spekulant gewinnt, so wäre diesmal durchaus nicht gesagt, daß die Westmächte den Gewinn einheimsen.

25. Zur Konferenz.

31. März 1906.

Im Fall Marokko wird einmal wieder das Fell des Bären verteilt, bevor man ihn erlegt hat. Auch kann man es nicht wohl verlangen, daß einer gute Miene dazu mache, wenn er bei lebendigem Leibe seziert wird. Zudem: was bisher Marokko von den Europäern erfahren hat, war nicht gerade sehr ermutigend. Freundschaft war es selten. Dagegen wurde seit König Sebastian mehrfach der Versuch gemacht, es zu erobern. Und jetzt, wenn irgendein Thronforderer aufsteht, so wird er durch ausgiebigen Waffenschmuggel christlicher Händler unterstützt, und wenn ein dunkler Bösewicht, der Untertan des Sultans war, sich der einheimischen Gerechtigkeit entziehen wollte, so brauchte er bloß einem fremden Kaufmann einen dicken Beutel von Zechinen zu schenken und wurde dessen Semsar[1]), und hatte infolgedessen hinfort nur der Gerichtsbarkeit der fremden Konsuln

[1]) Schutzbefohlener.

zu unterstehen. Im Schmuggeln waren besonders Franzosen und Spanier groß, im Erkauftwerden durch Schutzbefohlene die Amerikaner; doch wollen wir nicht besser scheinen, als wir sind, und wollen zugestehen, daß auch hie und da deutsche Kaufleute beteiligt waren und abgefaßt wurden. Die Unruhen, die Februar 1904 in Marrakesch ausbrachen, und die zur Schändung des Fremdenkirchhofes und einer mehrtägigen Belagerung der Europäer sowie zu einer Plünderung des Mellah führten, sie hatten ihren Grund in einer schamlosen Spekulation nichtmosleminischer (meist jüdischer) Kaufleute, wodurch das Agio von 30 zeitweilig bis auf 80 vom Hundert emporgeschnellt wurde. In Tanger blieb im vorigen Frühling auf einmal das Wasser aus, das in der Hauptmoschee sprudelte, und mit dem die Gläubigen ihre Waschungen auszuführen pflegten. Man forschte nach, und siehe da, ein „Resident" von Tanger ließ in der Nacht zwischen zwei und drei eine Leitung bauen, durch die gedachtes Wasser der Moschee entzogen wurde. Soldaten, die Raisuli entsandt hatte, überraschten ihn beim Werk. Und Raisuli ließ auf allen Märkten in feierlichem Gebet den Übeltäter und seinen Vater

und seine Kinder in die Hölle hinabfluchen. Kein Wunder, daß die Stimmung der Marokkaner gegen die Europäer gereizt ist, besonders aber gegen die Franzosen, von denen zuverlässig verlautet, daß sie eine Bahn (von der ich im letzten Mai noch keine Spur sah) von Tlemcen bis Lalla Marnia fertiggestellt haben, und daß sie in der Gegend von Hameida und südlich vom Tafilelt in marokkanisches Gebiet sich vorschieben. Und jetzt noch die Polizei, was einem Verzicht auf die Souveränität von seiten des Sultans sehr nahe kommt. Schon vor drei Monaten haben drei Zeitungen von Alexandria, „Al-liwa", „Al-moayd" und „Al-Islam", den Vorschlag gemacht, ägyptische Moslemin, also Männer zweier Welten, die zugleich mit der Zivilisation des Westens vertraut und Glaubensgenossen der Marokkaner wären, zu Polizisten zu bestellen. Das wäre im Grunde das richtigste und entsprechendste gewesen. Im übrigen hat der Sultan höchstens in einem Fünftel seines Landes Autorität, die überdies mehr oder weniger prekär ist, in den anderen Teilen schalten unumschränkt die verschiedenen arabischen Prätendenten und die freien Berber. Kein europäischer Polizist dürfte

es wagen, in das obere Sus oder zu den Berabern des mittleren Atlas zu gehen, geschweige denn irgendwelche Befehle dort zur Geltung zu bringen.

Von dem bisher Erlangten ist ohne Zweifel die gesetzliche Möglichkeit für Europäer, Land zu erwerben, die wichtigste Errungenschaft. Dazu sei eine Anregung gestattet, da ja anscheinend doch noch nicht alle Akten geschlossen sind. Der Landerwerb ist nur auf ein Gebiet, zwei Kilometer von der Küste, beschränkt. Das mag insofern berechtigt sein, als es eben schwer sein würde, einzelne christliche Ansiedler weit im Innern wirksam zu beschützen. Man sollte jedoch eine Ausnahme für Minen machen. Der Kupfer- und Gold- und Erdöl- und Eisen- und Antimonreichtum Marokkos ist einmal seine beste Attraktion. Nun sind aber die Vorkommen allermeist 50 bis 150 Kilometer von der Küste entfernt. Es wäre wünschenswert, das Erwerbsverbot wenigstens für Minen zu durchbrechen. Sie sind meist an menschenleeren Orten gelegen. Auch ist hier zu ihrer Ausbeutung eine größere Zahl von Europäern nötig, die sich dann schon selbst zu schützen einigermaßen imstande wären.

26. Pénétration pacifique?

6. April 1906.

Wohl bekomm's! Nämlich den Herren Engländern. So sagte Choiseuil, als er die „Eiswüsten" Kanadas preisgab, und so sprach der große Korse, als er 1803 Louisiana den Yankees überantwortete. Wohl bekomm's, sagen auch wir, nämlich zu den Franzosen, die in der Hauptsache die pénétration von Marokko durchgesetzt haben und sich jetzt einer tiefgehenden Gärung im ganzen Scherifenreiche gegenübersehen. So ganz sicher ist freilich nicht, ob unsere Schadenfreude durchaus berechtigt. Choiseuil machte einen großen Bock, als er das zukunftsreiche Getreideland mit seinen gewaltigen Wasserwegen und seinen ungeheuren Mineralschätzen wegwarf; Bonaparte dagegen erwies, wenn je, damals den Blick des Genies, als er die Stellung der Yankees festigte, voraussehend, daß sie die gefährlichsten Feinde Englands werden würden, wie er sie denn auch 1812 zum Kriege mit England trieb. Wandeln wir nun in den Bahnen Choiseuils oder Napoleons? Da ist denn zunächst festzustellen, daß wir im Grunde überhaupt keine besondere Bahn ver-

folgten, daß eine etwaige künftige Notlage Frankreichs durchaus nicht in unserer Absicht lag. Allein aus der Not macht man eine Tugend. Und da sich einmal die Herren Franzosen so widerborstig gezeigt haben, so darf es uns immerhin Genugtuung gewähren, daß ihnen mit Marokko allem Anschein nach ein Danaergeschenk — die Danaer wurden von der Mehrzahl der Mächte in Algeciras dargestellt — zuteil geworden ist. Der Marquis de Segonzac schätzte, daß eine Milliarde Frank und mehrere Jahre hindurch 70000 bis 100000 Mann nötig sein würden, um Marokko oberflächlich zu unterjochen. Die Schätzung ist zuverlässig viel zu gering. Wenn ein paar tausend Herero und ein paar hundert Hottentotten dem Deutschen Reiche vierhundert Millionen Mark kosten, was soll man da von einer Million marokkanischer Krieger erwarten, die außerdem noch ungezählte Millionen von Glaubensgenossen außerhalb des Scherifenreiches hinter sich haben?

27. Wirren in Marokko.

6. Mai 1906.

Einem Privatbriefe aus West-Marokko entnehme ich, daß das Verhängnis im Lande der

Idrissiden schon seinen Lauf nimmt. Schneller, als gedacht, aber nur folgerichtig als Rückwirkung auf Algeciras. Der Sultan hat zwar noch nicht die Akte unterschrieben, gilt aber einmal, weil er überhaupt zur Konferenz sich herbeigelassen und wegen sonstiger Neigungen, als europäerfreundlich. Daraus zieht die Bevölkerung die nötigen Schlüsse. Sie geht ans Werk, einen anderen, besseren Mohammedaner, einen Europäerfeind, zum Herrscher zu küren. Die Rebellen der Umgegend von Marrakesch hätten bereits, so sagt der Brief, den begüterten und religiös angesehenen Muley Hafid zum Sultan ausgerufen. Einstweilen in der Stille, aber sobald die Zeit günstig, soll der Prätendent mit Waffenklang in die Öffentlichkeit treten.

Ich erfahre weiter, daß die Franzosen an der Küste wahre Freudenorgien gefeiert haben. Man war äußerst zufrieden mit der Konferenz. Das hungrige Grollen der Pariser Militärzeitungen war offenbar nur Pose. Oder sollte, wenn man sich auf einen Lotteriegewinn von einer Million gefaßt gemacht hat, das Einstreichen von nur 800000 wirklich so schwer enttäuschen? Bereits gingen die Franzosen damit um, nicht nur überall in Marokko Land

zu erwerben, sondern auch andere Europäer aus ihrem Besitz zu vertreiben. Einem Deutschen, der zehn Jahre ein Gut nahe der Küste besessen, macht ein vom französischen Konsul durch dick und dünn beschützter Semsar, ein „früherer Straßenräuber", den Rechtstitel streitig. Schöne Früchte der Konferenz, und herrliche offene Tür!

28. Ein Handbuch über Marokko.

10. Juli 1906.

So komisch und unbeträchtlich war Delcassé denn doch nicht. König Hagen bedankt sich für die Hiebe, die er von Wate empfangen. Das Deutschland von heute hat die ritterliche Sitte verlernt und stellt seine Gegner, auch nachdem sie gefallen, als Leute dar, die gar nicht seiner Klinge wert gewesen. Wer weiß übrigens, ob Delcassé, der bedeutendste Minister des Äußern, den Frankreich nach Ferry gehabt, nicht wiederkommen wird? Wenn ferner Diercks[1]) wähnt, daß Deutschland seine Zwecke auf der Konferenz „in vollem Maße erreicht" habe, so dürften da nur recht wenige ihm beifallen, am wenig-

[1]) „Die Marokko-Frage und die Konferenz von Algeciras." Von Dr. Gustav Diercks. Berlin, Reimer.

sten unsere Landsleute in Marokko selber. Wie Diercks ganz im Regierungsfahrwasser segelt, so schließt er denn auch seine Geschichte der Konferenz mit einer Rede Bülows. Man wird diese Geschichte nur mit gemischten Gefühlen lesen. Dagegen mit Vergnügen und großem Nutzen die erste Hälfte des Werkchens, die eine Art Handbuch der Geographie, Ethnographie, Historie und Kultur des Idrissidenreiches gibt. Eine außerordentlich dankenswerte Zusammenstellung, wie sie bisher in der Art noch nicht da war. Bei der Geschichte hätte mit Vorteil die hübsche Abhandlung von Wiese und namentlich der Franzose Huber benutzt werden können. Bu Hamara hält auch Diercks für einen Freund der Franzosen. Es wäre wünschenswert, daß Oberstleutnant Hübner sich noch einmal über diesen Punkt äußerte. Schief jedoch ist die Kennzeichnung der Buachri (so der arabische Plural) oder Bochari; das Richtige ist bei Aubin, „Le Maroc“ zu lesen. Wie fast immer, wird auch von Diercks der Christenhaß der Marokkaner übertrieben. Ich habe gefunden, daß er z. B. in Persien viel größer ist. Man kann in Persien durch eine ganze Reihe von Dörfern hindurchreiten, ohne daß man für Mensch und Tier

Nahrung erhält; die Marokkaner verzögern wohl häufig die Lieferung, aber verweigern sie niemals. Wenn man in Persien aus dem Glase eines Mohammedaners getrunken hat, so zerschlägt dieser es fast immer auf der Stelle; im Scherifenreiche kreisen Becher und Pfeife ohne weiteres von Mund zu Munde, ganz einerlei, ob Christen dabei sind. Natürlich dies alles mit Unterschied. Als recht nützlich müssen zum Schluß der Abdruck der neuesten Verträge und die Zeittafel und die allerdings keineswegs vollständige Bibliographie anerkannt werden.

29. Aus Westmarokko.

14. September 1906.

Seit fünf Jahren werden in den Landschaften um Casablanca und ebenso in dem ganzen Strich von Marrakesch bis zur Küste keine Steuern mehr bezahlt. Der Sultan gilt, mit Recht oder Unrecht, als ein Schattenherrscher. Namentlich die Araber des platten Landes schalten und walten, wie es ihnen beliebt. Sie haben sämtliche Gefängnisse zertrümmert und üben sich beständig in dem edlen Sport, ihre Kaide zu verjagen. Auch in den Statthalterposten ist nichts beständig als der Wechsel. In

Casablanca sind innerhalb vier Jahren nicht weniger als sechs Kaide nacheinander Gouverneure gewesen. Es kommt das einfach davon, daß in Ermanglung von Steuern Simonie (wenn ich mich so christlich ausdrücken darf) getrieben wird, und die Gouverneurstellen wie trockene Feigen verhökert werden und gleicherweise abgehen.

Ebenso wird in den einzelnen Kabylen gewirtschaftet. Der vorletzte Statthalter von Casablanca, der vordem Kaid der Kabyle Mdakon gewesen war, starb. Sein Sohn ging unverzüglich nach Fes, antichambrierte und lud einen tüchtigen Posten Bargeld ab. Schon war auch sein Vetter und Nebenbuhler da, der Sohn des Kaides von Uled Herris, und vergoldete die Stützen von Thron und Altar. Da sein Sack schwerer wog, wurde er zum Kaid der strittigen Kabyle und zum Troste sein Vetter wenigstens zum Kalifen (Stellvertreter) ernannt. Kaum waren die zwei Helden nach Hause gekommen, hub Mord und Totschlag an. Der Kalife streute Geld und Waffen um sich, vertrieb den Kaid und legte seine Kasba in Trümmer. Zuletzt wurden aber beide Kampfshähne vertrieben und

flohen nach Casablanca. Die nun gründlich aufgerüttelten Kabylen verlangen vom Gouverneur ihre Auslieferung, widrigenfalls Casablanca belagert würde. Das ganze Land aber empört sich gegen den zum Himmel riechenden Ämterschacher. Überall geht die Rede, alle Kaide, die durch Bestechung ihr Amt erlangt, müßten hinausgeworfen und ihre Burgen zerstört werden. Also eine demokratische Bewegung. Diese richtet sich aber zugleich auch gegen die Fremden. Nur die Franzosen werden einigermaßen geschont. Die Angst vor ihren Kriegsschiffen ist groß. Noch ist in Erinnerung, wie vor zwei Menschenaltern Sulé und Mogador bombardiert wurden. Vierzig Leute des Siaistammes, die einem Franzosen ebensoviele Rinder stahlen, sitzen jetzt noch im Gefängnis von Larasch, obwohl auf die kräftige Reklamation hin das Vieh längst zurückgegeben wurde. Gefängnis aber ist in Marokko besonders bitter, wird man doch dort nicht verköstigt. Die Gefangenen sind auf die Hilfe ihrer Verwandten angewiesen, was den Erfolg hat, daß die Zahl der Unzufriedenen bei einer Gefangennahme sofort verdreifacht wird.

30. Zerbröckelung.

16. September 1906.

Neulich kam ein Scherif von Wassan nach Rabat. Er feierte seine Hochzeit. Allerdings nicht die erste, sondern die soundso vielste. Während nun in der Regel eine derartige Feier selbst bei Großen mit drei Tagen abgemacht wird, dauerte diesmal der Spaß einen Monat. Täglich wurden große Gelage gegeben, und sämtliche Europäer wurden dazu eingeladen. Die Triumphzüge und Herrschermienen des Wassaners schienen zu bedeuten, daß er sich als Erster in der Landschaft fühle. Die Nutzanwendung? In Stadt und Kreis Marrakesch waltet der Thronprätendent Muley Hafid. In der Landschaft Tanger bis in den äußeren Markt, zum großen Soko der Stadt, herrscht frei der Räuber Raisuli. Im Rif spukt noch immer der Rebell Bu Hamara, der sich neuerdings, vielleicht um sich über seine häufigen Niederlagen zu trösten, Muley M'hammed nennt, so an den großen Propheten anknüpfend. Das merkwürdige ist nun, daß alle diese Leute — nur von Raisuli kann man es nicht nachweisen — Freunde der Franzosen sind. Hierzu

kommt allem Anschein nach jetzt noch ein Wassaner, dessen der Sippe Muley Edris' entstammende Familie seit Jahren geradezu unter der Protektion Frankreichs steht. Was aber das schlimmste ist, der Minister des Auswärtigen selbst, Taher ben Sliman, ist ganz und gar im Solde der Franzosen. Sein Judaslohn sei ihm schon bei Gelegenheit seiner Gesandtschaftsreise nach Paris im Jahre 1900 versprochen worden. Und kein Maure läßt sein — irgendwie verdientes — Geld im Stich.

31. Zerfall.

28. September 1906.

Die Türkei war krank, aber ist in ihrer Heilung schon so weit gediehen, daß kein Mensch mehr von ihrer Krankheit spricht. Nun ist Marokko der kranke Mann, und es ist sehr die Frage, ob ihm je wieder Genesung zuteil werden wird. Der offensichtliche Zerfall des Landes hat bereits begonnen. Die Hauptursache davon ist der eingefleischte Partikularismus der einzelnen Landschaften. Während ferner der Türkensultan der oberste Glaubensherr in seinem Reiche ist, stehen gegen den Scherifen und Nach-

fahren Mohammeds des Propheten, Abd el Aziz, eine ganze Anzahl Konkurrenz-Scherifen, die teilweise, wegen größerer Heiligkeit, sich eines bedeutenderen Rufes erfreuen als Abd el Aziz, der durch sein Automobil, seine christlichen und jüdischen Freunde, seine europäischen Reformen längst in den Geruch der Unheiligkeit gekommen ist. Von seinen Konkurrenten sind in erster Linie die Scherifen von Wassan zu nennen, die seit Jahrhunderten sich als Kirchenfürsten zwischen Fez und Tanger behaupten. Letzthin habe ein Mitglied der Wassaner sich auch in Rabat an der Westküste festzusetzen versucht. Da sind ferner die Schörfa (so lautet der arabische Plural von Scherif) von Tafilelt, die einst dem Sultan nach Fez seine Gesandten mit abgeschnittenen Nasen und ausgestochenen Augen zurückschickten: „Du magst in Fez herrschen, aber wir sind die Herrscher von Tafilelt.“ Sodann hat sich eine ganze Reihe weltlicher Gewalthaber gegen die Zentralregierung erhoben. Von Tanger bis vor die Mauern von Fez schaltet Raisuli. Im Nordosten, von Udschda bis Melilla, haust seit einem Jahrfünft der Prätendent Bu Hamara. Er zahlt, wie jüngst berichtet wurde, mit französischem Gold, ist also nicht, wie Oberst-

leutnant Hübner behauptet, ein Feind der Franzosen. Wie es bei derartigen Kondottieri geht, schwankt sein Glück wie Ebbe und Flut. Ein anderer Prätendent ist vor einigen Monaten in der Landschaft von Taza, südöstlich von Fez, erstanden. Den größten Einfluß aber hat ein dritter Thronforderer, der Halbbruder des Sultans, Muley Hafid, der in Marrakesch residiert, und dessen Anhang von Tag zu Tag wächst. Endlich ist der ganze Hochatlas in verschiedene Herrschaften der Berber gespalten, deren Herrscher sich unabhängig von Fez gerieren. Diese Herrscher, die auf eine Tradition von mehreren Geschlechtern schon zurückblicken, sind der Aglaui, der Gondafi, der Mtugi. Zwischen Marrakesch und der Küste wird schon seit Jahren kein Tribut mehr bezahlt. Auch in Sus, geschweige denn weiter im Süden, an der Draa, bekümmert man sich kaum noch um die Zentralregierung. Kürzlich äußerte sich Jon Perdicaris über die Lage, jener als Yankee naturalisierte Grieche, für den Raisuli ein so ungeheures Lösegeld bekam. Perdicaris meinte, des Sultans Gebot gehe nicht weiter als die Mauern seines Palastes. Das wird übertrieben sein, immerhin spricht aller Anschein dafür, zumal die Finanzen des Landes

hoffnungslos sind, daß die jetzige Krankheit Marokkos tödlich verlaufen werde. Die Leichenfeier wird dann Frankreich veranstalten.

32. Beginnende Auflösung.

6. November 1906.

Wir stehen im Jahre 1630. Das heilige römische Reich ist bereits in eine nicht ganz kleine Zahl von fast unabhängigen Territorialstaaten zerfallen. Da tritt wieder Wallenstein auf. Zu gleicher Zeit beginnt die Politik Richelieus, das Ausland zu erregen, beginnt, schwedische, französische und spanische Truppen nach Deutschland zu werfen. Das zerfallende Reich von heute ist Marokko. Drohend nähern sich fremde Mächte: amerikanische und spanische Schiffe, französische Soldaten. Und die Rolle Wallensteins spielt (ut parva magnis) Raisuli.

In der Tat sieht es mit dem Reich der Idrissiden übel aus. Was sagt unsere vorsichtige Diplomatie dazu, die frohlockend wähnte, die Integrität des Scherifenstaates gesichert zu haben? Statt der Anfang einer neuen Aufschwungsepoche zu sein, war Algeciras vielmehr der Anfang vom Ende. Gerade die Konferenz hat, wie ich vor einem halben Jahre mit Be-

stimmtheit prophezeite, Marokko von Grund aus aufgewühlt und hat die fremdenfeindlichen Elemente zu gewaltiger Tätigkeit angespornt. Die Tätigkeit richtet sich gegen den Sultan, dem man Nachgiebigkeit gegen die Christen vorhält und überhaupt alles Unheil in die Schuhe schiebt. Zweifellos werden jetzt die Franzosen einschreiten und werden sich in Bälde an die Eroberung des Landes machen. Wie bei Rußland, haben wir wieder insofern Glück, als neuerdings einer unserer Gegner für eine Zeitlang lahmgelegt wird. Aber das Glück ist völlig unverdient und wird auch kaum, nach bisherigen Erfahrungen, von uns genutzt werden.

Schlimm stünde es um die Franzosen, wenn ganz Marokko sich wie ein Mann gegen sie erhöbe. Die beginnende Auflösung des Reiches ist ihr Gewinn. Im Süden walten unumschränkt die Berberfürsten: Der Mtugi (der kürzlich in den Telegrammen als Botongi auftauchte und sonstige Lesarten über sich ergehen lassen muß), der Gondafi, der Aglaui, der seinem vor Jahresfrist in der Moschee erdolchten Oheim nachfolgte, die Kaide des Sus, der Scherif von Tikirt und der von Tafilelt. Bei Marrakesch ein Verwandter des Sultans, Muley Hafid; ein Prätendent in

Tadla, der andere, Bu Hamara, im Nordosten. Selbst im Gebiet Raisulis, das sich doch schon von Meer zu Meer erstreckt, behaupten sich noch die geistlichen Herren von Wassan, der eine in Wassan selbst, der andere seit einem halben Jahre in Larasch. Dazu noch eine Menge kleiner Häuptlinge und Kaide, die sich nur wenig noch um den Sultan bekümmern, dafür um so mehr um ihre Nachbarn, mit denen sie in fast beständiger Fehde leben. Mithin die inneren Verhältnisse für eine Invasion durchaus günstig. Erst in dem Falle würde die Sache für die Franzosen unangenehm, dann aber auch gleich sehr peinlich werden, wenn eine allgemeinere Mohammedanererhebung erfolgte.

33. Am Dschibel Zerhun.

23. November 1906.

Die Auflösung in Marokko nimmt weiter ihren Fortgang. Der Rogi, der wie eine Katze nicht sterben kann, ist in sein siebentes oder achtes Leben eingetreten und bedräut der Abwechslung halber einmal Melilla. Nun ist gar am „Orte Dschibel Zerhun" (wie die neueste Drahtung lautet) noch ein Prätendent erstanden. Der „Ort" ist ein Gebirge, so groß wie die

ganze Rhön. Es ist heiliges Land für den Marokkaner, denn Muley' Dris (eigentlich Idriß) liegt dort begraben. Wenn der Württemberger sagt:

„Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard",

so ist ähnlich für die Marokkaner, hoch wie gering, Idriß der Inbegriff alles dessen, was hoch, hehr, alt und ehrwürdig ist, ist wichtiger als Mohammed und Allah selber. Er ist der Gründer des Reiches. Die Stämme, die in der Nachbarschaft seines Grabes wohnen, halten sich denn natürlich auch für etwas ganz besonders Gutes. Sie benehmen sich recht unabhängig. Als ich im vorigen Jahre an den fruchtbaren, weilergeschmückten Hängen des Gebirges vorbeizog, die einigermaßen den blühenden Terrassen des Rheingaues gleichen, Goethes

„Hochgesegneten Gebreiten,
Weingeschmückten Landesweiten"

— nur sind sie schroffer und leider ohne Wein — da wollten sich meine Leute, ebenso wie die anderen Karawanen, keinen Augenblick in einem Dorfe aufhalten, die Feindseligkeit der Bewohner fürchtend. Die dortigen Stämme sind teils

Araber, teils Berber. Das Auftreten eines Prätendenten dort ist deshalb so bedeutsam, weil es vom Dschibel Zerhun bis nach Fez nur anderthalb Tagereisen sind. Für die Franzosen kann ein derartiger Vertreter der exklusivsten europafeindlichsten Stämme auch nicht gerade erfreulich sein.

34. Raisuli.

6. Januar 1907.

Die Ruhe, die neulich Oberstleutnant Hübner[1]) für Tanger gewährleisten zu können glaubte, ist doch eine recht unruhige Ruhe geworden. Mord und Totschlag, Überfall und Flucht, die Kriegsschiffe gleich zweier Nationen auf der Reede von Tanger, und der Bürgerkrieg im Lande selbst zwischen dem Maghsen und seinem erfolgreichsten Widersacher, dem „Häuptling Uli“. Na, wenn man das ruhig nennt, wie dramatisch muß da erst eine richtige Unruhe sein! Und man bedenke, daß nicht allein das Fäs (genau so gesprochen, wie

[1]) Der im „Tag“ schrieb und sich auf seine Kenntnisse von Nordwestafrika viel zu gute tat. Er schnitt Raisuli wie einen Regenwurm in zwei Stücke, obwohl doch das etymon Rezzan, ein Frauenname, vorhanden ist.

ein waschechter Braunschweiger einen Hasenbraten aussprechen würde) ein Herd von Wirrnis ist, sondern daß es auch in allen anderen Provinzen gärt und das Fäs verhältnismäßig am meisten noch zu dem Sultan hält. Oberstleutnant Hübner hat denn auch selbst wenig Zutrauen zu einer völligen Vernichtung Ulis des Rais. Ob nun wie im „Wilhelm Tell" die Beschwörung erschalle: „Uli, Uli, bleibe bei den Deinen!" oder aber ob der kühne Rais der Tapferkeit besseren Teil erwählet und sich in die Berge geflüchtet: noch nie sah man zu Abdul Aziz' Zeiten einen rührigen Rebellen gefangennehmen. Die Art ist zu gewieft und hat zu viel Anhang. Auch haben in der Regel die Mochasni, namentlich die Boachr, einen heilsamen Respekt vor Rebellen. Ich war einmal in einer Burg an der Schwelle des Hochatlas, deren Herr sich mit sechs Mann allein gegen hundertfünf Mannen des in Marrakesch residierenden Kalifen mit Erfolg verteidigt hatte. Die Mannen „griffen an und siegten nicht, und kamen gepantscht nach Haus", und erst, als sie sich um eine weitere Abteilung und eine Gebirgskanone verstärkt hatten, da sagte der Schloßherr: Inschallah!

(Maschallah, Gottes Wunder, ist zwar in der Türkei, aber nicht in Marokko gebräuchlich) und floh vor der erschrecklichen Mahalla (nicht mit Walhalla zu verwechseln, wie neulich in einer erstklassigen deutschen Zeitung stand) und schlug sich seitwärts in die Büsche. Ich will nichts prophezeien — denn Verrat ist immer möglich, wie schon einmal bei Raisuli —, aber ich darf auf die Schwierigkeit verweisen, die selbst besser ausgerüstete und disziplinierte Truppen, nämlich die Franzosen, hatten, um endlich Abd el Kader in ihre Hand zu bekommen. Und selbst wenn die Provinz Fez beruhigt würde, so wäre der Schlange des Aufruhrs noch nicht der Kopf abgebissen. Andere Köpfe wachsen nach. Freilich, nicht so bald ein zweiter wie der Raisulis. Wie denn der Treffliche trotz seiner unerklärlichen Abneigung gegen Europäer unter diesen ehrliche Freunde hat, so dürfen auch wir ihm das Beste wünschen für das neue Jahr.

35. Einmarsch in Marokko.

28. März 1907.

Bei Prophezeiungen tun die sich immer viel leichter, die an die Aufrechterhaltung des Status quo glauben. Denn in neun Fällen von zehn

verlaufen selbst die bösartigsten Konflikte im Sand. So schworen auch 1903 die besonnenen, politisch ernst zu nehmenden Leute auf den Frieden, aber Rußland war eben nicht besonnen und reizte seinen Gegner zum Krieg. Ähnlich haben verschiedene Kenner noch ganz vor kurzem im „Tag" und sonst Marokko im rosigsten Licht gesehen und sogar für Deutschland noch Vorteile aus Algeciras herausgerechnet. Nun kommt wie ein Donnerschlag die Kunde von der Besetzung Udschdas. Udschda ist in einer weiten offenen Ebene gelegen und kann gegen moderne Artillerie nicht den geringsten Widerstand leisten. Der Widerhall dieser bedeutsamen Grenzüberschreitung wird in ganz Marokko ungeheuer sein. Und die weiteren Folgen? Ich habe stets den Standpunkt vertreten, daß Algeciras nur der Anfang der pénétration, aber nicht einer pazifischen, von seiten Frankreichs sein werde. Ich glaube, jetzt ist der entscheidende Schlag geschehen. Jetzt ist der Stein im Rollen und kann nicht mehr aufgehalten werden. Vielleicht war es das dümmste, was das Maggzen tun konnte, daß es gerade gegenwärtig den populärsten und zukunftsreichsten der marokkanischen Führer, Raisuli, sich zum Feinde ge-

macht hat. Die Zwietracht der Mauren ist die Hauptchance Frankreichs. Indes, wer weiß? Über Nacht kann sich das Bild wenden, und ein heiliger Krieg kann die Todfeinde von gestern wieder versöhnen. Udschda liegt nun gewissermaßen an der Schwelle Europas, nur eine starke Tagereise vom Meere, von dem Hafen Nemours. Wenn still und geräuschlos die Franzosen gegen die Oasen von Tuat vordrangen, wenn sie ihre Bahn von Figig bis ins Herz der Sahara nach Beschar vorschoben, wenn sie jüngst Tafilelt bedrohten, so konnten derartige Vorgänge hinten in der unfruchtbaren Sandwüste uns nicht allzusehr berühren. Für das Schauspiel, das mit der Besetzung Udschdas beginnt, wird jedoch ganz Europa im Parkett sitzen.

36. Raisuli gerettet.

29. März 1907.

Und wieder sprach der Rodenstein. Und wieder sattelte Raisuli seine Pferde und Kamele und entzog sich hohnlachend seinen Verfolgern, die schon seine Gefangennehmung in alle Welt hinausposaunt hatten. Während der Kriegsminister el Gebbas die Welt mit seinen Worten

erfüllt, bereitet der kühne Räuberhauptmann seine Taten vor. Er spähte nach Gesinnungsgenossen umher, und seine Wahl fiel auf den Rogi. In Marokko ist ein Rebell so schwer zu finden wie eine Nähnadel in einem Heuhaufen. Daher werden die Regierungsleute triumphieren, denn jetzt weiß man wenigstens, wo der Gesuchte ist. Bei dem Rogi![1]) Da hat sich ein edles Brüderpaar zusammengeschlossen. Ob freilich die Freundschaft lange anhält? Zwei Sonnen können schwer am Himmel sein. Beide Rebellen sind gegen den Sultan. Der eine möchte selber Sultan werden; der andere, Raisuli, war schon Gouverneur und ist bis jetzt immer die Treppe hinaufgefallen. Wie so mancher junge Dramatiker, der nach jedem Durchfall nur immer berühmter wird. Also, werden sich die beiden Häuptlinge vertragen?

37. Die Eroberung Marokkos.

15. August 1907.

Dschihad! Das furchtbare Wort, das seit den Tagen Schamyls und Abd el Kaders nicht

[1]) Die Nachricht war falsch. Der Plan kam nicht zur Ausführung.

mehr erklungen ist, erschallt jetzt im Reiche des Scherifen. Krieg gegen alle Ungläubigen, gegen Juden und Christen, gegen deren Frauen und Kinder! Freilich, in der Neuzeit meist nur gegen die Ungläubigen einer ganz bestimmten Nation. Frankreich hat Wind gesät und wird jetzt Sturm ernten. Die Folgen aber dieses neuesten Dschihad, der im Maghreb el Aksa entbrennt, sind unabsehbar. Haben schon die dürftigen Siege der Türken in Thessalien Begeisterung bis nach Indien und Fezzan getragen, so ist gegenwärtig, da durch die rührige panislamitische Propaganda ein weit regerer, innigerer Verkehr zwischen den Mohammedanern der einzelnen Länder hergestellt worden ist, eine ganz andere Ausdehnung des islamischen Feuers zu erwarten. Vor allem ist Oran, das an seiner Westgrenze noch kaum befriedet ist, und das kirchlich besonders eifrige Tunis bedroht. Aber auch nach Ägypten, nach dem Sudan, ja bis zum Kongo kann die Flamme hinüberschlagen.

Es ist lediglich folgerichtig von den Franzosen, wenn sie nun Ernst machen, und wenn sie, da im Orient nur die Furcht gilt, auch vor

Metzeleien nicht zurückschrecken. Die Bluttat von Geok Tepe, wo Skobeleff 9000 Tekke-Turkmenen niederhauen ließ, hat auf bald ein Menschenalter hinaus die Ruhe im westlichen Turkestan begründet. Und es ist töricht, wenn deutsche und englische Blätter sich über ein Bombardement entrüsten, das in gleichem Falle deutsche und englische Kreuzer in gleicher Weise hätten vollführen müssen. Dafür kommt auch das Blut der Marokkaner allein auf das Haupt der Franzosen. Jetzt gibt es kein Zurückweichen, keinen Waffenstillstand mehr. Die Geschicke des Landes werden sich vollenden. Aber die Franzosen werden mit einem erbitterten, todverachtenden Widerstand zu tun haben. Die Eroberung wird sie kaum unter anderthalb Milliarden Frank kosten und wird mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Selbst wenn das Luftschiff, die „Patrie"[1]) in Aktion tritt. Nun freuen sich natürlich sämtliche gesinnungstüchtige Deutsche, daß der Erbfeind so gut beschäftigt ist. So konnte sich Antonius behaglicher Ruhe und friedlicher Genüsse freuen, während Augustus in harten Kämpfen Illyrien und Pannonien bezwang.

---

[1]) Ist im Dezember 1907 verunglückt.

38. Die militärischen Aussichten in Marokko.

18. August 1907.

Seltsam, wie sich die Handelnden selbst über die Wirkungen und Folgen ihrer Handlung täuschen. Es gibt tatsächlich noch Franzosen, die da glauben, mit einer Besetzung der Häfen werde das Abenteuer aufhören, werde alles ruhig im Sande verlaufen. Man sei ja nicht der Mandatar Europas. Allein die Logik der Tatsachen ist stärker als die ohnehin oft recht schwache Logik von Staatsverträgen. Im übrigen bedeutet die Besetzung von Häfen und gleich von vielen Häfen doch etwas ganz anderes als die eines unbedeutenden Landstädtchens wie Udschda. Nicht nur, daß die Häfen von der größten internationalen Wichtigkeit sind, da sie als Etappen des Weltverkehrs und als Kohlenstationen dienen (diese maritime Seite der Frage ist eigentlich noch belangreicher als alles andere), sondern auch für die Marokkaner sind gerade die Westhäfen, sind die Plätze an der atlantischen Küste so unentbehrlich wie die Kiemen dem Fisch zum Atmen. So etwa muß dem Dachs zumute sein, dem sich der Hund gerade vor den Bau setzt! Daher ist es leicht zu verstehen, daß die Ma-

rokkaner alles daransetzen, um nicht nur die anderen Seestädte zu halten, sondern auch Casablanca zurückzuerobern. Militärisch klug ist freilich das letztere nicht im geringsten. Gegen die Schiffskanonen haben die Schauya und Caer und Zemmur, die Rehamna und Dukkalla gar keine Chancen. Trotzdem verlangt Drude Verstärkung. Das ist aber erst der Anfang. Die wahre Schwierigkeit kommt erst im Innern, wohin keine Schiffskanonen reichen.

Verhältnismäßig leicht wird auch noch das ganze Atlasvorland zu unterwerfen sein. Nirgends sperren größere Gebirgsketten den Ausblick. So eben ist durchweg das Gelände, daß ein Deutscher von Casablanca, Georg Krake, den Plan fassen konnte, Casablanca mit Rabat einerseits und Marrakesch andererseits durch einen regelmäßigen Automobildienst zu verbinden. Der Plan scheiterte an der Unwilligkeit des heimischen Kapitals. Dagegen stellt sich das ganze Rif, wie da genugsam schon aus dem Gefechte des Prinzen Adalbert (1856) bekannt ist, als ein schroffes, zerklüftetes, schwer zugängliches Gebirgsmassiv dar. Im Atlasvorlande kann Artillerie, wenn nicht

gerade Regenzeit, mit leichter Mühe operieren, im Rif wird man froh sein können, wenn man einige Maxims transportieren kann. Auch die Gegend zwischen Tanger und Fez ist durchaus gebirgig, nur das Tal des Sebu öffnet sich zu weiter Fläche. Immerhin ist diese Gegend für Artillerie durchaus praktikabel. Da nun gerade die Hauptplätze des Landes in leichter zugänglichem Gelände erbaut sind, so dürfte der erste Teil des Feldzuges den Franzosen nicht allzuviel Hindernisse bieten, wohl aber der zweite und dritte Teil. Im Hochatlas und auch im mittleren Atlas, dessen Spitzen sich ebenfalls noch über 4000 m erheben, werden die Franzosen weit mühsamer vorwärts kommen als 1809 in den Tiroler Alpen, wo der Brenner und das Pustertal vorzügliche Straßen boten. Zudem verschärfen sich, je weiter man von der Küste wegkommt, nicht nur die Schwierigkeiten der rückwärtigen Verbindungen, sondern auch die Fremdenfeindschaft oder, wie Oberstleutnant Hübner so gerne sagt, der Fanatismus der Bewohner. Es ist eine alte Geschichte: wenn Europäer im offenen Kampf von Eingeborenen getötet werden, so ist es ein Massaker; wenn

aber die für Vaterland und Freiheit kämpfenden Eingeborenen niederkartäscht werden, so ist das eine gerechte Strafe. Lassen sich Farbige alles ruhig gefallen, so sind sie eine feige Rotte; wehren sie sich, so sind sie blutige Fanatiker: Cet animal est très méchant, quand on l'attaque, il se défend. Nun darf man aber nicht glauben, daß man die entfernteren Stämme ruhig sich selbst überlassen könne, etwa so, wie die Briten Nepal oder wir die Ovambo. Es ist eine schöne Sache, wenn einer im eigenen Fett schmort, allein den Berabern paßte diese Rolle nicht. Sie werden so lange in die vorgelagerten Fruchtgelände des Westens vorbrechen, bis ihre Kraft durch lange Feldzüge endgültig gebrochen ist. Geradeso wie der Burenkrieg nach der Eroberung Prätorias erst recht begann, so wird die Franzosen nach der Einnahme von Fez die Hauptsorge erwarten.

39. Abermals Pénétration pacifique.

27. August 1907.

Also, die Sache ist richtig: Marokko bleibt mehrere Jahre im Kriegszustand, die deutsche Reichspolitik ist wieder einmal hereingefallen,

mit Algeciras ist es Essig, und die Franzosen sind die Herren der Lage. Oder glaubt jemand einen Augenblick, daß, trotz der überaus peinlichen Enthüllung des Kapitäns der „Arkadia“ (die Leute der Oldenburgisch-Portugiesischen Gesellschaft sind alles weniger als Phantasten, sind matter-of-fact-Leute, nüchtern, so begeisterungslos wie ein Oberregierungsrat), daß das Deutsche Reich nicht wiederum mutig einen und, wenn es nötig ist, auch mehrere Schritte zurückweichen werde? Für jemand, der die Haltung besagten Reiches seit Uganda und Schimonoseki verfolgt hat, ist die Haltung dieses Individuums auch jetzt a priori sicher; sie bietet weiter kein Interesse. Viel interessanter ist die Entwicklung im Scherifenreiche selbst, die Haltung, die die Marokkaner einnehmen werden. Schon zwei Sonnen sind am Himmel zu viel. Nun gibt es aber zwischen Udschda und dem Hochatlas gar drei oder vier: der Sultan, der zwar schon in eine Sonnenfinsternis zu rücken beginnt, der fatale „Vater der Eselin“, der Rogi, über den wohl auch die Götterdämmerung, das heißt die Verachtung der Franzosen gegen den bezahlten Verräter, hereinbrechen wird, dann aber Rai-

suli, der aus einem Kometen sich doch wohl zum Range eines Fixsterns aufgeschwungen hat, endlich der tüchtige Mulay Hafid, der als neues Gestirn im Süden aufgegangen ist. Die Marokkaner sind offenbar zum Äußersten entschlossen. Sie wollen den Krieg bis zur letzten Patrone führen. Ihre Hilfsmittel an Menschen sind nicht gering. Mulay Hafid (von dessen thronforderischen Absichten ich bereits vor einem halben Jahre berichtete) soll sofort 20000 Mann auf die Beine gebracht haben. Das ist durchaus möglich. Für ihn soll „der Kaid Atlas" Statthalter in Marrakesch geworden sein. Das ist der Glaui vom Hochatlas. Denn einen mohammedanischen Namen Atlas gibt es bis dato noch nicht. Der Riese Atlas trug den Himmel. Die Franzosen werden die himmelhohen Kosten eines marokkanischen Krieges zu tragen wissen. Aber auch der Riese soll mitunter geseufzt haben. Nach Panama, nach den russischen Milliarden Marokko! Der französische Bourgeois kann seine Spargroschen zusammensuchen und muß sich den billigen Wein der Winzer des Südens statt des geliebten Absinthes angewöhnen.

40. Der neue Kurs in Marokko.

31. August 1907.

Es hat mich zwar niemand angegriffen, ich möchte jedoch freiwillig eine Ansicht „revidieren". Nachdem die Einzelheiten über das Bombardement von Casablanca bekannt geworden sind, kann ich das Vorgehen der Franzosen nicht mehr für so gerechtfertigt halten, wie es in einem der letzten Aufsätze geschehen ist. Abgesehen von der verletzenden rücksichtslosen Behandlung der Deutschen ist es nunmehr klar, daß die Franzosen nur deshalb das ganze Bombardement in Szene gesetzt haben, um einen blutigen Widerstand hervorzurufen. Gar nicht viel anders wie die Beschießung von Alexandrien 1881 durch die Engländer. Die Franzosen wünschten einen Casus belli, und da die Marokkaner selbst ihn nicht auffallend genug liefern wollten, so haben die Männer der Pénétration pacifique den Kasus selbst herbeigezwungen. Daraus geht hervor, wie wenig man von der letzten Nachricht zu halten habe, derzufolge Mulay Hafid noch eine gütliche Beilegung des Zwistes anstrebe. Es ist nicht gerade völlig ausgeschlossen, daß der neue

Sultan, vielleicht um Zeit zu seinen Rüstungen zu gewinnen, ein derartiges Ansuchen an die französischen Machthaber gerichtet habe: zu begütigen ist jetzt nichts mehr, das Schwert hat das Wort. Der psychologische, strategische, weltpolitische Moment für die Eroberung des Maghreb el Aksa ist gekommen, und Clemenceau, der vert vieillard mit den lebhaft schillernden Seehundsäugelein (ich sah ihn vor einigen Tagen, er hatte die Rüstigkeit eines Fünfundzwanzigjährigen) ist als ehemaliger Chirurg der letzte, der vor einer blutigen Operation zurückschreckte.

Wie ein Märchen aus alter Zeit mutet die Kunde an, daß Holzmann der Vertraute Mulay Hafids geworden. Ich sehe ihn noch lebhaft vor mir, wie er in seiner trüben Apothekerbude hinten im Mellach in marokkanischer Kleidung einsam thronte. Ein ungewöhnlich gescheiter Mann. Ein Vielsprachiger. Ein Odysseus, der viele Länder gesehen und vieler Menschen Art erschaute, in dessen Händen schon seit Jahren viele und mannigfaltige Fäden zusammenlaufen. Im 12. Jahrhundert war Ibn Gebirol, der jüdische Dichter (oder war es einer seiner Zeitgenossen?)

Großwesir des Emirs von Kordowa. Vielleicht erleben wir noch einen marokkanischen Disraeli.

41. Feuer und Schwert in Marokko.

4. September 1907.

Mulay Hafid ließ die gehorsame Judenschaft von Marrakesch zu sich entbieten, versicherte sie seiner Huld und begann das Füllhorn seiner Gnadenbeweise über sie auszuschütten, indem er sie — um eine Anleihe ersuchte. Die Drahtung sagt weiter: Die Juden „bewilligten" die Anleihe. Zwischen einer Metzelei und einem künstlich abgemagerten Geldbeutel, da ist ihnen die Wahl gewiß nicht schwer geworden. Im übrigen darf man sich die Hilfskräfte Marokkos nicht allzu geringfügig denken. Die Vorstellung von einer Sandwüste, die lange Zeit von ganz Afrika und am längsten von unserem Südwest galt, hat sich bis heute in Absicht auf Marokko erhalten. Es gibt Sandwüsten genug, namentlich im Osten und Süden, aber im ganzen ist Marokko ein fruchtbares und reiches Land. Der dunkelhäutige Großwesir Bu M'hammed hinterließ bei seinem Tode nicht weniger als 32 Millionen Mark.

Einige Millionen davon hat der Kaid Maclean als Testamentsvollstrecker bekommen und darauf seinen wachsenden Reichtum begründet.

Nicht nur an materiellen Gütern, auch an Kunstschätzen ist Marokko reich. Es wäre ein Jammer, wenn sich die Nachricht bewahrheitete, daß ein beträchtlicher Teil von Fez in Flammen aufgegangen. Es ist eine Stadt, wie man auf dem Erdboden nicht ihresgleichen sieht. Am nächsten kommt ihr, soweit meine Erfahrung reicht, nicht etwa eine mohammedanische Residenz, sondern Söul, die Hauptstadt von Korea. Unglaublich verzwickt beide angelegt, enge, verkropfte und holperige Gassen, die Häuser teils ineinandergeschachtelt, teils von ungeheueren Gärten umgeben, so daß man erst lange nach dem Hause darin suchen muß. In der Nacht herrscht zu Fez rabenschwarze Finsternis. Nichts leichter als dort einen Gegner geräuschlos verschwinden zu lassen. Fez hat eine ganze Reihe hervorragend schöner Bauten. Noch bedeutender sind vielleicht die von Rabat, die aus der besten maurischen Zeit stammen, und ein Münchener Maler, Auterlen, hat mit Recht darauf hingewiesen, daß es ein Verbrechen wäre, wenn die Franzosen

bei einem etwaigen Bombardement auf diese einzigartigen Kunstdenkmäler nicht Rücksicht nähmen. Ein solches Bombardement wird, beiläufig gesagt, gar nicht so leicht sein, denn eine Barre vor Rabat, die sich weit ins Meer hinaus erstreckt, läßt Kriegsschiffe von größerer Raumverdrängung nicht näher als vielleicht 5 km vom Strande heran. Das kleine, recht gediegene Fort, das sich beiläufig 2 km südsüdöstlich von Rabat erhebt — es ist von Rottenburg gebaut, der seinem Bruder, dem früheren Unterstaatssekretär, um einige Monate im Tod voranging —, dürfte bei einem derartigen Bombardement auch einigermaßen in Betracht kommen, doch schien mir, soviel ich bei flüchtigem Besuch feststellen konnte, die Beschützung nur mangelhaft.

Inzwischen hat sich die Lage insofern vereinfacht, als der Rogi eines wohl nicht allzu natürlichen Todes verblichen und Abdul Aziz endgültig aus der Rechnung eliminiert ist. Die Veränderung ist zugunsten der Marokkaner. In Indien vereinigten sich Mohammedaner und Buddhisten gegen das britische Regime. In Marokko vollends, wo alle Bewohner desselben Glaubens sind, werden sich

noch viel leichter alle Parteien gegen den Glaubensdränger von außen zusammenschließen. Eine andere Vereinfachung betrifft die europäische Politik. Die englische Bevölkerung Tangers ist unter den Schutz der französischen Regierung gestellt. Kann es ein klareres Symptom für die Absichten der Franzosen geben?

42. Zwei Sultane.

19. September 1907.

Wenn ein Charakterbild in der Geschichte schwankt, so ist es nicht das von Abdul Aziz. Alle sind sich darüber einig, daß er ein Weichling und Kümmerling ist. Das kann ich gleichfalls bestätigen. Ich habe ihn zweimal gesehen, und zwar bei feierlicher Gelegenheit, als Abgesandte der Kabylen ihm Geschenke überreichten und ihm langes Leben — ich glaube 120 Jahre — wünschten. Der Herrscher sah rein nach gar nichts aus. Haltung schlapp. Ein schwammiges Gesicht, die Nase ohne jede Energie, das Kinn schlaff, nur die Augen von zierlicher Anmut. Das Hervorragendste an der ganzen Erscheinung war sicher der prächtige Schimmel, der Vollbluthengst, den der

Sultan ritt. Abdul Azis ist der Sohn einer Tscherkessin. Er hat aber nur die Genuß-, nicht die Kampffreudigkeit der tscherkessischen Rasse.

Es ist immerhin auffallend, daß die Franzosen sich für diesen Schattenherrscher entschieden haben. Da ist nur eine Erklärung möglich. Die Franzosen müssen sehr rasch gemerkt haben, daß Mulay Hafid, über dessen Tüchtigkeit nur eine Stimme ist, das Heft in die Hand bekommt und, bei einem etwaigen Zusammenstoß, ganz unzweifelhaft den Sieg davontragen wird. Wenn sie also dem Marrakescher geholfen hätten, so würde dieser zwar recht dankbar für die Hilfe Mariannens gewesen sein, aber wäre bald in die Lage gekommen, ihr zu sagen: „Nun ade, ade, Schatz, leb wohl!“ wie es in dem beliebten Studentenliede heißt. Frankreich hätte keinen Grund zum längeren Verweilen gehabt. Folglich mußte es sich für den schwächeren Bewerber, für Abdul Azis, entscheiden. Dieser würde niemals aus eigener Kraft Ordnung stiften können, nur französische Legionäre könnten für ihn das tun. Ganz ähnlich hat sich schon Cäsar für die schwachen Sequaner gegen den Ariovist, haben

sich neuerdings die Yankees für den hoffnungslosen Aufstand der Tagalen und der Kubaner gegen Spanien erklärt.

Zu meiner Freude sehe ich, daß jetzt auch der mit Graf Pfeil bedeutendste deutsche Kenner Marokkos, Theobald Fischer, in der „Allgemeinen Zeitung" die Ansicht vertritt, daß die Franzosen nicht mehr und nicht weniger als eine völlige Eroberung Marokkos anstreben.

43. Raisuli und Mulay Hafid.

5. Oktober 1907.

Von allen Seiten stürmen die Mahallas herbei und durchtoben das geängstete Land. Aber wenn sie am Morgen aufbricht, weiß eine Mahalla selten, gegen wen sie am Abend kämpfen soll. Noch mehr sind europäische Gemüter vom Zweifel darüber zerwühlt: „Was soll der Klang bedeuten?" und: „Woher, wohin der Fahrt?" Trotzdem ist im Grunde die Lage vollkommen klar. Man braucht sich nur die ähnlichen Zustände zu vergegenwärtigen, wie sie in dem zerklüfteten Japan der 1860er Jahre herrschten, wie sie heute noch in China walten. Der Blitz springt im Zickzack, aber

er schlägt an einer bestimmten Stelle ein. So manche der Samurai ebensowohl wie die Boxerführer wußten gewiß häufig selbst nicht, was sie eigentlich wollten. Allein die Diagonale aus dem Parallelogramm der Kräfte war schließlich eine nationalistische Bewegung, eine Entwicklung, die auf die Verdrängung der Fremden und die Aufrichtung einer starken einheimischen Regierung hinzielte. Genau so wird es auch in Marokko werden. Dem Schogun, der mit dem Ausland im Bunde war, gleicht der schwache Abdul Aziz. Dagegen ist Mulay Hafid der Vertreter aller einheimischen Wünsche und Hoffnungen. Jetzt ist bereits in der Lage eine entscheidende Wendung eingetreten. War schon durch den Beitritt der Kaide des Südens, namentlich des Mtugi, der zwischen Hoch-Atlas und der Küste, zwischen Tarudant, Agadir und dem Hahaland südlich von Mogador gebietet, und dessen Dynastie die älteste und angesehenste unter den Berberfürsten ist, war ferner durch den Beitritt der Schörfa von Tafilelt die Macht Mulay Hafids fest begründet und bereits der seines Bruders überlegen geworden: so ist vollends durch das

Bündnis mit Raisuli, das ohnehin zu erwarten war, da ja der Räuberfürst des Fas der tatkräftigste Verfechter marokkanischer Unabhängigkeit ist, der endgültige und dauernde Erfolg von Mulay Hafid gesichert. Fast will mich bedünken, als ob der schlaue Fuchs, der dudelsackliebende Mac Lean, solche Freundschaft im voraus geahnt und sich deshalb vorsorglich in den Schutz — europäische Diplomaten sprechen von „Gefangenschaft" — Raisulis gestellt habe. Der Fuchs war nur eine ganz gewöhnliche Ratte, die das sinkende Schiff seines einstigen Gönners verließ.

Für Europa, und nicht zum geringsten auch Deutschland, ist der Zusammenschluß des Marrakeschers und des Herrn von halb Nord-Marokko von der äußersten Tragweite. Man muß mit einer Aussöhnung der inneren Gegensätze, einem erstarkenden marokkanischen Volkstum und einem zähen, erbitterten Widerstande gegen Frankreich rechnen. Selbst durch die namenlos kindischen Drahtungen der französischen Presse wird dieser Tatbestand kaum verschleiert.

Abdul Azis wird vermutlich als Groß-

pensionär der gallischen Republik sein Leben beschließen; weniger sicher ist nur, ob dann auch der Krieg Frankreichs gegen das erwachende Scherifenreich schon abgeschlossen sein wird.

44. Eine amerikanische Nachricht.

2. November 1907.

Wie eifersüchtig die Herren Yankees sind, geht am besten aus der Enthüllung hervor, die in einem unbewachten Augenblick einem amerikanischen Diplomaten entschlüpfte, daß die Deutschen sich bereits Hoffnungen auf Casablanca machten, daß aber die Regierung von Washington nicht wünschte, einen deutschen Hafen so nahe an Südamerika zu haben, und daher ihre Zustimmung verweigerte, weshalb denn der schöne Plan ins Wasser fiel.

Casablanca! Eine unmeßbare Fülle von Problemen deutet dieses Wort an. Frankreich ist offenbar mit Händen und Füßen darauf aus, Marokko zu erobern. Toujours le Maroc — das wird noch auf Jahre hinaus ein Leitmotiv der Weltpolitik bleiben. Das Ziel ist klar, nur der Weg ist von Dornen umsäumt

und im Urwald verborgen. Wenn die Franzosen freie Hand hätten, ja dann! Trotz aller Tapferkeit der Marokkaner würde es für ein neuzeitliches Heer, das sich der Maxims und der Luftschiffe bedient, nicht allzu schwer sein, Fez und Marrakesch einzunehmen. Immerhin dürfte der Krieg so ein bis anderthalb Milliarden erfordern. Die Schwierigkeit der Lage erhöht sich aber dadurch für Frankreich außerordentlich, daß eben immer noch die Algeciras-Akte zu Recht besteht und Deutschland wenigstens bis jetzt noch nicht gewillt scheint, seine berechtigten Ansprüche aufzugeben, während England unschlüssig zur Seite steht und noch nicht recht weiß, für wen es sich engagieren soll. Ich persönlich glaube allerdings, daß es nach längeren Hin- und Herverhandlungen dazu kommen wird, daß die einst zu Algeciras vertretenen Mächte zugunsten Frankreichs verzichten, und daß auch wir unseren westlichen Nachbarn freie Hand lassen werden. Nur das Kompensationsobjekt ist wahrscheinlich noch strittig.

Auf die Dauer noch bedeutender als die Eifersüchteleien der Weltmächte mag sich in

Zukunft der Panislamismus erweisen. Ein englischer Hauptmann Wilson, der jahrelang in Ostafrika Dienst tat, hat sich darüber in äußerst pessimistischer Weise ausgesprochen. Er, wie übrigens auch Karl Peters, glauben an einen gesamtafrikanischen Ausbruch, der die Vertreibung aller Europäer bezweckt. Es wird ja nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird, aber die Folgen des jetzt in Marokko herrschenden Europäerhasses mögen recht weittragend sein. Vor allem ist schon jetzt Algerien und Tripolis dadurch erregt. In Ägypten sind die panislamitischen Unruhen, die sich an die Denschawi-Angelegenheit knüpfen, noch in frischer Erinnerung. Bis nach Ostafrika, bis in das Kongobecken hinein erstrecken sich die Fäden, die der Senussia, der Vater des Panislamismus, in seinen Händen vereinigt. In Südafrika trifft die panislamitische Bewegung auf die äthiopische, auf die Rassenerhebung der Schwarzen gegen die Weißen. Im Kongostaat trifft sie auf einen scharfen Gegensatz zwischen Belgien und England, welch letzteres seine Kap-Kairo-Linie und sein Ideal eines afrikanischen Transkontinentalreiches noch lange nicht aufgegeben hat.

45. Was nun in Marokko?

11. Februar 1908.

Abdul Azis ist wütend darüber, daß die Franzosen ihn hintergangen haben. Gewiß, aber tu l'as voulu, George Dandin. Mit ihm kann man kein Mitleid haben. Auch nicht mit seinen Günstlingen, die stets recht artig für die eigene Tasche gesorgt haben. Die Eroberung ist freilich erst eingeleitet, aber sie wird ruhig oder unruhig weiter fortschreiten; wer daran noch zweifelt, den möchte ich sehen. Die Logik der Ereignisse ist stärker als der beste Wille deutscher Staatsmänner. Und nun gar, als der schlechte Wille. Denn die beregten Männer wollen ja gar nicht. Sie haben schon längst das Konto Marokko in den Rauchfang geschrieben. Sie werden für deutsche Interessen keinen Finger rühren. Sie sagen nur jedem: „Ja, wünschen Sie denn, daß wir Ihretwegen Krieg führen?" Man könnte antworten, daß allerdings schon oft eines einzelnen halber Krieg entbrannt ist, daß an 100000 Russen wegen einer Holzkonzession am Jalu ins Gras beißen mußten, daß wegen einiger Missionare selbst Deutschland die Lenden rüstete, um

Schantung zu erobern. Der einzige Weg, um die Regierung aus ihrer Lethargie herauszureißen, wäre in der Initiative einer Reichstagsfraktion zu finden. Aber die Fraktion findet sich, scheint's, nicht.

Die Regierung stützt sich oft darauf, daß angeblich die deutschen Interessen in Marokko nur gering seien. Allein die amtliche Reichsstatistik ist ganz verkehrt[1]).

46. Die Verbündeten Mulay Hafids.

23. Februar 1908.

Theobald Fischer meinte kürzlich, die Franzosen müßten ein geheimes Abkommen mit England haben, da sie sich vom Norden fernhielten und ihre ganze Kraft gegen den Süden wendeten. In der Tat, die Richtung des französischen Vorgehens nach Settat, liegt genau im Süden von Casablanca, liegt auf dem Wege nach der südlichen Hauptstadt, nach Marrakesch. Dergestalt würde es den Franzosen leichter gemacht, ihr Versprechen, daß sie Fez nicht erobern wollten, zu halten. Aber auch die Hauptkraft ihres Gegeners, Mulay Hafids,

[1]) Bewiesen durch die „Marokk. Corr." im Februar.

liegt im Süden. Zwar hat Hafid an Raisuli und dem immer noch nicht verstorbenen Buhamara einigen Anhalt, aber die wichtigsten Verbündeten hat ihm doch der Süden geliefert. Das ist aus drei Gründen wichtig. Während schon König Sebastian bis Alkassar vorrückte und im Rif wie an der Küste von Rabat fortwährend Reibereien zwischen Europäern und Mauren vorkamen, ist der Süden von christlichen Angriffen unberührt geblieben. Von ihm ist im Gegenteil zu wiederholten Malen eine Wiedergeburt ausgegangen, die unter den Almorawiden und Almohaden sich bis auf den Islam in Spanien erstreckte, die unter Ismail Marokko zu seiner größten Machtstellung führte. Drittens ist der Süden die Hochburg der Berber. Vor einigen Jahren sah es so aus, als ob ein Nationalitätenstreit der Berber und Araber im Scherifenreiche ausbrechen sollte. Der Streit ist vermieden. Denn auch die Berber haben sich Hafid angeschlossen. In erster Linie der Fürst des östlichen Hochatlas, der Glaui, der jetzt als Stadthalter in Marrakesch gebietet. Sodann das ganze Sus und, wie es scheint, auch die entfernteren Stämme, die bei Tikirt und Tazenakht im Quellgebiet

der Draa wohnen. Das Sus ist das Juwel Marokkos, seiner Fruchtbarkeit und seiner Mineralschätze wegen. Deshalb legten auf seinen Besitz die Sultane auch immer besonderen Wert. Es fiel auf, daß Hafid so gar keine Miene macht, sich in Fez zu zeigen. Ich vermute, er will sich nicht zu weit von seiner Basis entfernen und sich schlimmstenfalls einen Rückzug ins Sus sichern.

47. Gefechte in Marokko.

27. Februar 1908.

Ist es schon häufig nicht leicht, mit Hilfe von Karte und eigener Anschauung und Ausgrabungen eine Schlacht, die Cäsar oder Tacitus beschreibt, zu rekonstruieren, so ist es noch viel schwerer, sich von einem der Gefechte, die jetzt allwöchentlich in Marokko geliefert werden, ein klares Bild zu machen. Die Berichterstattung läßt eben, auch wenn man nicht gerade einen Cäsar erwartet, allzuviel zu wünschen. Das eine nur ist sicher: daß sich die Franzosen schon weiter als 50 km von Casablanca entfernt haben. Sowohl nach Südwesten, wo eine halbe Tagereise hindurch

Nadelwald vorherrscht, als auch nach Nordosten bis zum Wad Scherrat, an dessen Ufer gewaltige Korkeichenbestände wachsen, ist das Gelände sehr unübersichtlich. Nach Süden zu bis Mediuna ist die Gegend einigermaßer flach; dann steigt sie immer mehr an, ohne jedoch auffällige Landmarken zu zeigen, bis sie im El Kidar sich zu 580 m erhebt. Hier muß der Engpaß von Ber-Reba liegen, wo der Oberst Taupin angegriffen wurde. Im Nordosten von dem schluchtenreichen, aber wasserarmen El Kidar wohnen die Madakra, deren Hauptort Dar Uld Aissa ist; im Süden wohnen die Mzab, deren Gebiet bei Dar ben Hammed zu 660 m aufsteigt. Der Nessifikh oder richtiger Nfiffir, dessen letzthin öfter Erwähnung geschah, fließt 20 km im Osten von den Madakra. Im Bereiche des Schlachtfeldes ist von Flüssen nur der Wed el Mellach zu nennen, dessen Quellbäche aber nicht bis zum El Kidar reichen. Zum Glück für die Franzosen ist aber augenblicklich noch Regenzeit. Bis gut Mitte April ist es selbst in jenen niederen Breiten (33°), noch kühl und einigermaßen feucht. Mir waren einmal noch am 20. April in der Nähe von Azemmur die Hände von dem kalten Wind

so steif, daß ich kaum die Zügel halten konnte. Der Not der Franzosen wird erst im Mai beginnen, wenn die Hitze und Trockenheit einsetzt.

48. Dritter Akt in Marokko.

3. März 1908.

Die Drachensaat geht auf! Schon kamen Sendlinge Mulay Hafids nach dem Tafilelt und der Gegend von Ain S'fra und wiegeln die dortigen Beraber zu Kriegsfahrten nach nach dem Oranais auf. Im Rücken der Franzosen soll ihre Herrschaft in Algerien erschüttert werden. Das getan werden, was nach der Einbildung der Franzosen wir Deutschen schon 1871 getan haben. Ein dichterisch begabter Bewohner von Tlemzen erklärte mir, überhaupt sei 1870/71 nur dadurch verloren worden, daß, durch Emissäre Bismarcks verhetzt, die Kabylen aufgestanden seien und 400000 Soldaten, die sonst auf die Schlacht von Orleans und Burgund geeilt wären, zu ihrer Bekämpfung in Nordafrika zurückhielten.

Der erste Akt des großen, weltgeschichtlichen Dramas, das jetzt in Nordafrika seine Uraufführung erlebt, wurde von Diplomaten ge-

spielt: englisch-französischer Vertrag vom März 1904, Taillandier und Tattenbach in Fez, endlich Algeciras. Den zweiten Akt füllte das Vorgehen der Franzosen in Udschda und Casablanca und am El Kibar aus. Der dritte Akt, der jetzt anhebt, bringt das Übergreifen der islamitischen Bewegung von Marokko nach anderen Ländern. Auch auf die Türkei sollen die Vorgänge in Nordwestafrika nicht ohne Einfluß geblieben sein; namentlich die Albanesen seien dadurch aufgeregt. Eine weitere Steigerung des dramatischen Interesses würde der jetzt gemeldete Zug nach Fez (den ich vorläufig noch bezweifle) und wird die Einnahme von Marrakesch bezeichnen. Und der vierte Akt? Er bringt gewöhnlich die Peripetie, die Katastrophe.

Oscar Brandstetter, Leipzig. 34721. 08.